



Vor dem Fasching-Ball.

(Siehe die Illustration.)

Bunte goldne Faschingstage,
Lust erfüllte sel'ge Zeit,
Endest alle Müß' und Plage,
Machst die Herzen froh und weit!
Hinter mir, schon halb vergessen,
Liegt des Alltagslebens Qual,
Vor mir Freuden — unermessen —
Blumen gleich im Frühlingsthal!
Horch! von ferne hör' ich's kommen —
Kollt es nicht wie Räberklang?
Wie mir plötzlich so bekommen,
Und der Atem — wie so bang
Rein, vorüber fuhr der Wagen!
Herz, mein Herz, was kloppst du so!
Mußt es mit Geduld ertragen;
Langes Hart'n macht doppelt froh!
Kommen wird sie ja, die Stube,
Die uns hold Erlösung bringt — —
Doch — wie träge in die Runde
Dort die Uhr den Zeiger schwingt!
Eile dich! schon hör' ich's klingen
Süß im Ohr wie Geigenton,
Schau im Geist sich tanzend schwingen
Paar um Paar, wie mir zum Hohn!
Hat man mich denn ganz vergessen?
Ach, wie trüg' ich solche Not,
Solchen Kummer unermessen!
Weinte mir die Augen rot!

2. 3.

Ein Spiel um das Glück.

Erzählung von Hugo Klein.

1.

In der Partypartie, welche sich um das Vorgebirge des Schloßberges von Nizza zieht und wo die Marmorstatue des sardinischen Königs Karl Felix steht, promenierten an einem leuchtenden Maienmorgen mit anderen Spaziergängern ein junges Mädchen und ein junger Mann, deren gefällige Erscheinungen mit Wohlgefallen betrachtet wurden. Das Fräulein war eine zierliche, kleine, blonde Dame mit einem feinen Stumpfnäschen und vollen, roten, küßenswerten Lippen. Ihre helle, elegante Toilette kleidete sie vortrefflich. Ihr Begleiter mochte die Dreißig schon überschritten haben und ein blasierter Zug in seinem Gesicht machte ihn vielleicht noch um einige Jahre älter. Aber das lebhaft, braune Auge, das zierliche, dunkle Bärtchen, das seine Oberlippe beschnittete, die leichte, anziehende Gestalt bildeten eine Summe von Vorzügen, welche bei den Damen Nizzas volle Würdigung fand. Der junge Mann nannte sich Robert de Verteuil und hatte sich in dem Badeorte der Baronin Fleury und ihrer schönen Tochter Hortense — wir haben die letztere eben kennen gelernt — angegeschlossen. Sie kannten sich aus Paris, und der junge Mann machte Fräulein Hortense offenbar den Hof. Er war lebhaft um sie bemüht und, wie wir sehen, auch schon in den Vormittagsstunden ihr Begleiter.

Fräulein Hortense war entzückt von der herrlichen Vegetation des Südens. „Ach, hier ist es wahrhaft schön!“ sagte sie. „Man glaubt sich in eine Märchenwelt versetzt, wenn man zum ersten Male hierherkommt. Sehen Sie doch diese mächtige Aoe!“

„Ja, die Aoe,“ sagte der junge Mann, „die steht hier in besonderer Achtung. Sie ersetzt ein Stück Litteratur.“

„Wie das?“

„Sie entspricht vollkommen der letzten Seite unserer Zeitungen in Paris. Wenn in Paris Julie ihrem Romeo etwas Dringliches mitzuteilen hat, tritt sie am Abend in ein Zeitungsbureau am Boulevard und am nächsten Morgen hat der Geliebte sein Avis: Romeo, Mama geht um vier Uhr aus, ich bleibe zu Hause.“

„Eine saubere Julie!“ sagte Fräulein Hortense, das Näschen rümpfend.

„Das mag sein,“ fuhr ihr Begleiter fort, „aber Romeo weiß, was er zu thun hat. Diese kleinen Annoncen sind, Sie mögen sagen, was Sie wollen, mein Fräulein, eine sehr



Vor dem Faschings-Ball. Nach dem Gemälde von Doulmouche.

gemeinnützige Einrichtung. Sie entheben der brieflichen Korrespondenz, welche in vielen Fällen sehr kompromittierend ist, sie —

Fräulein Hortense fühlte sich verpflichtet, den jungen Mann zu unterbrechen.

„Und die Aoe?“ fragte sie.

„Ich komme schon zur Aoe,“ erwiderte jener mit einem leichten Neigen des Kopfes. „Sie dient also in Nizza zur gegenseitigen Mitteilung, wie in Paris die letzte Seite des Journals. Man schreibt hier nämlich während der Promenade unbemerkt auf ein bestimmtes Aoeblatt Zeit und Ort der Rendez-vous. So bringt das Aoeblatt Ihrer Neigung ein zärtliches Rendez-vous —“

„Meiner Neigung?“

„Bardon, das war nur so eine Redensart —“

„Ich fürchte, Sie vergessen sich bei dem interessanten Thema,“ sagte Fräulein de Fleury lächelnd. „Lassen wir es also fallen und sprechen wir von etwas Vernünftigerem. Ist es wahr, daß der Klub du Midi in den nächsten Tagen einen Gartenball arrangiert?“

„Ja wohl,“ sagte Robert, „einen Gartenball mit bunten Lampions, Feuerwerk und so weiter. Die milden Abendlüfte wehen und während der Tanzpause promeniert man mit dem Tänzer in flüsternden Laubgängen. Es ist sehr poetisch, aber man riskiert ein Rheuma, das ist fatal!“

„Solche kleine Gefahren werden die Leute wohl nicht abhalten, den Ball zu besuchen,“ sagte das Fräulein lachend.

„Gewiß nicht, aber das hat besondere Gründe. Denken Sie doch: Hierher kommt keine Dame ohne fünf, sechs Koffer, die alle voll der schönsten Toiletten sind, die je der schöpferische Geist eines Schneiders geschaffen hat. Diese Roben brennen nun vor Begierde, sich dem Publikum vorzustellen.“

„Welcher Robenehrgeiz!“

„Schlimmer als das,“ sagte Robert de Verteuil. „Diese rauschenden, luftigen Gewänder sind eine Pein für die Befürworter. Sie beschäftigen unausgesetzt alles Denken und Trachten der Schönen. Sie verfolgen sie sogar im Schlafe. Kaum ist die holde Dame in süßen Schlummer versunken, so schwebt die Rosarobe mit Plüsch an das Lager der Schläferin und flüstert ihr ins Ohr: „Ich, ich allein kann den Ungetreuen wieder zu dir zurückführen. Zeige mich ihm nur in all' meinem Glanze und er wird sofort in Bewunderung zu deinen Füßen niederstürzen wie ein Stein!“ Die blaue Seidenrobe mit Spitzen läßt sich indessen auch nicht spotten. Sie steht schon auf der andern Seite und ruft: „Willst du neue Eroberungen machen, kammst du es nur mit meiner Hilfe!“ Und so muß man den Plunder auf den Ball führen.“

Fräulein Hortense hatte all' das mit einem halben Lächeln angehört. Nun wandte sie ihre klugen Augen herausfordernd dem jungen Manne zu.

„Wenn man Sie anhört, lieber Verteuil,“ sagte sie, „sollte man glauben, daß wir Mädchen alle Männer verliebt machen wollen. Glauben Sie ernstlich daran?“

„So unbescheiden es auch sein mag, ja! Und es hat für uns Männer viel Bedenkliches.“

„Ah!“

„Sehen Sie, man stellt sich den Liebesgott immer als einen kleinen Engel mit schillernden Flügeln vor.“

„Und nicht mit Recht?“

„Weit gefehlt! Er war ein kleiner Siour-Indianer.“

„Welche Idee!“

„Ein kleiner Siour-Indianer mit roter Haut, wolligem Haar, einer Platinase und aufgeworfenen Lippen.“

„Abscheulich!“

„Und wie ein echter Siour-Indianer hat er die Pfeile in seinem Köcher mit allerlei Giften bestrichen. Das ist das Bedenkliche!“

Nun war Fräulein Hortense wirklich entrüstet.

„Die Liebe ein Gift!“ rief sie aus. „Und Sie wagen es, bei solchen Ansichten mir noch von Ihrer Verehrung zu sprechen?“

Robert de Verteuil verlor nicht seine Kaltblütigkeit angesichts dieses Angriffs. „Mein liebes Fräulein,“ sagte er ruhig, „diese Verehrung wird Ihnen noch sehr willkommen sein!“ Hortense lachte: „Welche Suffisance!“

„Denn es giebt wenige Leute,“ fuhr der junge Mann, unbedürftig um die Heiterkeit des jungen Mädchens, fort, „die meinen Geschmack haben. Sie sind kalt wie eine Statue, Fräulein Hortense!“

Das Dämchen lachte noch mehr.

„Und man umarmt keine Statue,“ sagte Robert sehr ernsthaft. „Im grauen Altertum hat sich wohl ein Pygmalion in eine Statue verliebt, aber das ist auch nicht zu verwundern, denn sie war sein eigenes Werk. Außer Pygmalion giebt es aber nur noch einen Robert de Verteuil mit solchen Passionen.“

Hortense blieb unentwegt heiter. Nachdem sie sich gründlich ausgelacht hatte, schöpfte sie tief Atem und sagte voll Schelmerei: „Lassen Sie sich belehren, verehrter Herr von Verteuil, die Statuen haben keine Herzen. Wenigstens nicht für Sie!“

Dann blickte sie die Allee hinab, wo ein braunes Kleid auftauchte, und rief: „Ah, Mama ist schon da! Und der Cousin auch hier! Eilen wir zu ihnen!“ Damit lief sie den Kommenden fröhlich entgegen.

Robert folgte ihr raschen Schrittes, indem er dachte: „Hat sie wirklich kein Herz? Sie sagte, wenigstens nicht für mich. Nun, das wollen wir sehen! Ich behaupte ganz im Gegenteil, daß sich nur die Statuen zu Leuten meiner Art hingezogen fühlen, zu Leuten, die keine Sentimentalität kennen.“ Und nun machte er der Baronin Fleury sein Kompliment und drückte dem Herrn Cousin die Hand.

Wenige Augenblicke, nachdem er das Voket verlassen, kamen dort eiligen Schrittes zwei Damen herbei. Die jüngere, eine stolze, zarte Erscheinung mit funkelnden schwarzen Augen, wandte sich lebhaft an ihre Begleiterin, welche die Gesellschaftsdame zu sein schien.

„Sprechen Sie,“ rief sie, „sprechen Sie, was haben Sie erfahren?“

„Gute Nachrichten!“

„Ah!“ sagte die Dame erleichtert, indem sie auf einem Gartenstuhle Platz nahm. „Sind sie hier?“

„Sie sind hier und Herr de Verteuil ist immer um die junge Dame, so daß man glaubt, er sei ihr Bräutigam.“

„Doch nicht!“ sagten die schwarzen Augen.

„Gewiß nicht, besonders da ihm das blonde Fräulein nicht geneigt scheint.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich traf zufällig mit dem Sekretär der Baronin zusammen. Ich kenne ihn aus Lyon, wo wir in demselben Hause dienten. Ich forschte ihn sofort über den Ungetreuen aus.“ Ein stolzer Blick traf das Mädchen.

„Ungetreuen?“ sagte die Dame mit seltsamer Betonung.

„Verzeihung, Madame, aber —“

„Fahren Sie nur fort,“ erwiderte diese ungeduldig.

Die Gesellschaftlerin beeilte sich, dem Befehle nachzukommen.

„Ist es wahr,“ fragte ich, „daß es nächstens eine Hochzeit in Ihrem Hause geben wird? Man spricht von dem jungen Fräulein und einem Herrn Verteuil?“

„Was sagte er?“

„Er sagte gar nichts — er suchte nur so mit den Achseln — so, —“ die Gesellschaftlerin imitierte den Sekretär. „Also es ist nichts damit?“ fragte ich weiter. „Keine Gefahr!“

sagte er. „Ein recht charmanter Herr, aber unserm Fräulein will er nicht gefallen.“

„Was weiter?“

„Ich konnte nicht mehr fragen, ohne daß es auffällig gewesen wäre.“

Es entstand eine Pause. Die Dame senkte nachdenklich das schöne Haupt mit den feinen, geistvollen Zügen. Sie nannte sich Clarisse de Langlois und war am Morgen mit ihrer Gesellschaftlerin Martha Watson aus Paris eingetroffen. Sie blieb einen Augenblick in Nachdenken versunken und wandte sich dann wieder ihrer Begleiterin zu: „Fräulein Watson,“ sagte sie, „Sie ließen vorhin ein Wort fallen —“

„Ach, Madame,“ erwiderte das Mädchen verlegen, „ich meinte es nicht schlecht.“

„Wohl, wohl,“ sagte Clarisse, „aber Sie verkennen mein Interesse an dem jungen Manne. Ja, früher, als ich noch Mädchen war, da hatte ich meine Träume, wie jedes Mädchen.“

„Und als Frau träumt sie weiter, wie jede Frau,“ dachte Fräulein Watson.

„Robert taugte nichts, er verbrachte seine Zeit mit leichtsinnigen Freunden, spielte und lief jeder Schürze nach. Mein armer Vater war bei dem bloßen Gedanken beunruhigt, daß ich ein Auge auf ihn werfen könnte.“

„Wie es scheint, nicht vergebens,“ dachte die Gesellschaftlerin.

„Damals erschien Herr von Langlois; er gefiel mir nicht so gut wie Robert, aber er erwies sich liebenswürdig und ich wurde seine Frau. Ich hätte gewiß Zufriedenheit an seiner Seite gefunden, doch der Tod entriß ihn mir. Ja, ich habe schon schwere Schicksalschläge erlitten; erst starb der Vater, darin der Gatte!“

„O, Madame!“

„Robert blieb wie er war, zum Kummer seiner armen Mutter, einer entfernten Verwandten von mir, die mir immer sagte: Sie, Sie allein, liebe Clarisse, könnten ihn auf den Weg des Guten führen. Als sie starb, empfahl sie mir wieder ihren Sohn. Ich behielt ihn im Auge und glaubte, ihn in Paris schon an mein Haus gefesselt zu haben. Er war auf dem besten Wege, vernünftig zu werden.“

„Er schien in sie verliebt,“ dachte die Gesellschaftlerin.

„Da kommt ihm plötzlich dieses Fräulein in den Weg und ich erfahre, daß er ihm nach Nizza nachgereist sei. Ich war starr. Doch rasch entschlossen reiste ich ihm nach. Ich bin das dem Andenken seiner Mutter schuldig.“

„Die Schelmin,“ dachte Fräulein Martha. „Dem Andenken seiner Mutter ist sie es schuldig.“ Und nicht ohne seine Ironie sagte sie laut, in harmlosem Tone: „Ich glaube, er wird in der Ehe ernst werden. Sie sollten darum seiner Neigung zu diesem Mädchen nicht entgegenreten.“

„O gewiß will ich ihr entgegenreten!“ rief Frau von Langlois lebhaft. „Das ist grundfalsch, daß man in der Ehe ernst wird. Diese jungen Lebemannner werden in der Ehe nur alte Lebemannner! Im übrigen verändern sie sich gar nicht. Und dann kenne ich ja dieses Fräulein gar nicht! Es ist ein ganz junges Mädchen, das gewiß seinen Hang zum Leichtsinne noch unterstützen wird. O, das ist keine Frau für ihn!“

„Nein, diese nicht!“ sagte Fräulein Watson mit unschuldiger Miene.

„Würde sie ihn wenigstens kennen, wie ich!“ fuhr die Dame erregt fort. „Wenn sie ihn zu behandeln verstünde wie ich! So aber sehe ich Schreckliches voraus. Es müßte eine unglückliche Ehe werden, unglücklich für beide. Doch ich bin da. Ich werde ihn retten! Glauben Sie mir, liebes Fräulein,“ wandte sich Frau von Langlois wieder an Martha, „ich habe ein ganz selbstloses Interesse an dem Schicksale des Herrn von Verteuil.“

Fräulein Watson sah sie an und wider Willen suchte ein unmerkliches Lächeln um ihre Lippen. „Ich habe es mir gleich gedacht,“ sagte sie sodann. „Wie könnten Sie sich auch

zu einem leichtsinnigen Manne hingezogen fühlen! — Nun aber will ich rasch nach der Promenade des Anglais gehen. Der Sekretär versprach, mich dort zu erwarten, vielleicht läßt sich wieder Neues erfahren.“

Frau von Langlois nickte ihrer Gesellschaftlerin freundlich zu, die sich eilig durch den Park entfernte, und versank wieder in Nachdenken. Plötzlich fielen ihr aber die letzten Worte Marthas ein, sie begriff ihre Ironie und errödete vor Ärger. „Sie glauben mir nicht, sie glauben mir nicht — und wer würde mir glauben?“ sprach sie vor sich hin. Sie fühlte, daß es unnütz sei, andere Leute und sich selbst besüßigen zu wollen — selbstloses Interesse, pure Uneigennützigkeit, waren leere Worte. Sie mußte sich gestehen, daß sie Robert de Verteuil liebte, daß diese Liebe sogar in ihrem stolzen, zurückhaltenden Wesen eine wahre Revolution vollbracht hatte — wäre sie ihm sonst in der ersten, eiferfüchtigen Aufwallung so unüberlegt nach Nizza nachgereist? Nun war aber der Schritt vollbracht und ließ sich nicht ungeschehen machen. Frau von Langlois war entschlossen, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Sie fühlte, daß die Neigung des jungen Mannes zu ihr erster sei, als zu der kleinen Blondin, die er nach Nizza begleitet hatte. Jedenfalls wollte sie ihn sehen und sprechen und den Kampf gegen ihre Nebenbuhlerin aufnehmen. Die Chancen waren gleich. Hortense war jünger, noch Mädchen — Clarisse aber wußte, wie Robert zu gewinnen war. Wenn ihn Hortensens Kälte reizte, mußte ihm Clarissens Liebe schmeicheln. Im übrigen vertraute sie ihrem Spiegel — ihre Schönheit konnte mit jeder andern in die Schranken treten. Dann dachte sie wieder an die Neuigkeiten, die ihr Martha bringen sollte — Fräulein Martha aber ging ganz ganz anderen Geschäften nach, als sie dachte.

Als die Gesellschaftlerin eben den Chemin des Bonchettes verlassen wollte, stieß sie auf eine bekannte Gestalt, die ihr das Blut in die Wangen trieb. Es war ein junger Mann von hoher Gestalt, mit tadelloser Eleganz gekleidet, lichten Handschuhen und einem zierlichen Spazierstöckchen in der Hand. Das war er, das war er wirklich, wenn auch schwer wieder zu erkennen: James Black aus Greenwich. Er hatte nun hellblonde Kotelettes, während er einst einen Spitzbart trug, das Haar, dessen wellige Locken ihr einst so sehr gefielen, war, der Mode des Tages entsprechend, kurz geschnitten. Jetzt erblickte er auch sie, ging lebhaft auf sie zu und drückte ihr herzlich die Hand. Er war einst ihr Bräutigam gewesen, bei ihrer beiderseitigen Armut war aber damals eine Verbindung unmöglich. Seine ganze Hoffnung bestand zu jener Zeit in einer Erbschaft, die er machen sollte, eine Hoffnung, die fehlschlug. Er verließ damals London und England, ohne von ihr Abschied zu nehmen, und das hatte sie am meisten gekränkt, obzwar sie die Motive seiner Abreise zu würdigen wußte. Sie vermied es nun, bei ihrer unerwarteten Begegnung, von der Vergangenheit zu sprechen. Er erkundigte sich nach ihren gegenwärtigen Verhältnissen, und als er erfuhr, daß sie gegenwärtig die Gesellschaftlerin der Frau von Langlois sei, wußte er in seiner drolligen Weise der Sache sofort eine geschäftliche Seite abzugewinnen.

„Ah, Frau von Langlois — ich weiß schon — heute morgens angelangt — aus Paris — ich halte alle neuen Anförmlinge in Evidenz — empfehlen Sie mich Madame!“

„In welcher Eigenschaft?“

„Als Professor der Mathematik.“

Martha sah in lächelnd an, lächelnd darüber, was aus ihrem James Black geworden sei, und sagte dann: „Madame befaßt sich nicht mit solchem Zeug.“

„Das hat nichts zu sagen, sie wird sich schon damit befassen. Hier befaßt sich alles mit Mathematik. Die Mathematik beherrscht die Welt. Kein Wurm, der sich nicht mit mathematischer Gewißheit krümmt! Besonders in Monaco.“

Miß Watson sah Black mit einer Miene an, welche deutlich sagte, daß sie ihn nicht verstehe. „Ich sehe, ich muß deutlicher sprechen,“ fügte er auch sofort hinzu. „Ich bin Professor der großen Wissenschaft, Miß, wie man an der Spielbank in Monaco immer gewinnen kann. Hier lesen Sie meine Annonce in der heutigen Zeitung: Man biete dem Glücke die Hand! Meine Adresse ist dabei. Nehmen Sie das Blatt an sich, vielleicht brauchen Sie meinen Rat.“

Miß Watson nahm mechanisch das Zeitungsblatt, schlug dann ihre hellblauen Augen auf und sagte in vertraulichem Tone: „Black, wie sind Sie zu dieser Profession gekommen?“

Black setzte das Pince-nez auf, blickte ins Weite und sagte nach einer Pause: „Sie wissen, daß mir meine Tante nur fünfzig Pfund hinterließ, statt der zwanzigtausend, die ich erwartete. Was sollte ich mit einem solchen Lumpengelde anfangen? Ich reiste nach Monaco, um alles zu gewinnen oder alles zu verlieren.“

„Und haben alles verloren?“

„Die Spielbank aber giebt nichts wieder heraus. Das Schmerzlichste war für mich, daß ich auf Sie verzichten mußte. Ich hatte bereits eine verfehlte Position in der Welt, und so kam ich dazu, Geld zu verdienen, wie es eben ging. Nun, das Geschäft geht nicht schlecht, in der letzten Zeit ist leider die Konkurrenz sehr groß geworden.“

„Giebt es wirklich so leichtsinnige Menschen, die Ihnen auf den Leim gehen?“ fragte Martha.

„Leichtsinnige Menschen?“ fragte Black mit eigentümlichem Lächeln. „Nein. Die Leichtsinnigen gehen direkt zur Spielbank, machen ihren Einsatz, verlieren oder gewinnen, je nachdem. Zu mir kommen nur die ernstesten, gefesteten, gründlichen Leute, die alles in ein System fassen wollen, selbst das, was in kein System zu bringen ist. Das ist meine Clientèle.“

Martha lächelte und eine flüchtige Röte färbte ihre Wangen. „Nun aber,“ sagte sie leise, „nachdem es Ihnen

besser geht und Sie nicht mehr auf mich verzichten müßten — nun haben Sie mich vergessen, nicht wahr?"

„Ein wenig, ich gestehe es,“ sagte Blac aufrechtig, „aber das hat nichts zu sagen. Sie brauchten nur vor mir zu erscheinen, um alle alten Erinnerungen wieder in mir wachzurufen. Ach, das waren schöne Zeiten, Miß Watson,“ seufzte er, „als ich selig unter Ihren Fenstern promenierte und von einem Glücke ohne Algebra träumte!“

„Sagen Sie einmal, Mr. Blac — ich halte zwar von Ihren mathematischen Berechnungen nichts, gar nichts —“

„Mein Fräulein,“ erwiderte der Interpellirte mit komischem Ernst, „Sie beleidigen die Wissenschaft!“

„Sei's drum!“ sagte jene lachend. „Ich halte von Ihren Berechnungen gar nichts. Aber einen guten Rat könnten Sie mir doch geben. Ich habe einhundert Francs, die ich in Monaco wagen möchte.“

„So, so . . .“ sagte der „Professor der Mathematik“ mit wichtiger Miene. „Nun wir sind alte Bekannte und so kann ich aufrichtig sein.“ Er blickte vorsichtig um sich, ob ihn niemand belausche. „Wissen Sie,“ sagte er dann, „ich halte von meinen Berechnungen auch nichts.“

Martha rief lachend: „Beleidigen Sie doch nicht die Wissenschaft!“

„Den guten Rat aber, den Sie verlangen,“ fuhr Blac fort, „kann ich Ihnen geben. Erfahren Sie denn, in jeder Roulettekugel steckt ein besonderer Teufel —“

„Himmel, Sie machen mir bange!“

„Ein besonderer Teufel, der jeden Tag neue Launen hat. Einmal hat er eine Vorliebe für Rouge, ein anderes mal für Noir; heute findet er an den geraden, morgen an den ungeraden Zahlen Gefallen; Vormittags läuft er gerne zu Zéro, Nachmittags zu Double-Zéro.“

„Wie flatterhaft!“ sagte das Mädchen spöttlich.

„Die Kunst ist nun,“ setzte Blac seine Erklärung unbeirrt fort, „den Launen des Dämon zu folgen. Und wenn Sie meiner Weisung folgen, Miß, wird es Ihnen hoffentlich auch gelingen, sich mit dem Teufel auf einen guten Fuß zu stellen.“

„Eine schöne Aussicht!“

„Sie haben nur zu beobachten, wohin sich das Glücksrad wendet. Dann wagen Sie Ihren Einsatz, wie es die Hölle will. Der klügste Rat aber wäre, gar nicht zu spielen.“

„Man will doch auch einmal sein Glück versuchen!“

„Ja, den klügsten Rat, das weiß ich, befolgt niemand in Monaco,“ sagte der Croupier ironisch. „Bleiben Sie mir also in Freundschaft gewogen, auch wenn Sie Ihr Geld nach meiner Instruktion verlieren. Ein Honorar verlange ich ja von Ihnen nicht.“

Miß Watson fielen nun die Angelegenheiten ihrer Herrin wieder ein. Sie verabschiedete sich von Blac und versprach, ihn in den nächsten Tagen ihrer Herrin vorzustellen, wenn er es verlangte. Er blickte ihr lange nach, als sie sich entfernte. Miß Watson war nicht schön, das schüchterne Wesen aber, das sich in den untergeordneten Stellungen, die sie im Leben einnahm, noch mehr entwickelt, zog ihn an. Das kluge, blasse, magere Gesichtchen der Gesellschaftlerin hatte seinen Reiz. Blac seufzte, als er ihre Gestalt zwischen den Bäumen verschwinden sah.

Miß Martha aber hatte den Sekretär der Baronin glücklich veräußert. Als sie auf der Promenade des Anglais erschien, war er nicht mehr vorhanden und sie kehrte unverrichteter Sache zu Frau von Langlois zurück.

2.

Frau von Langlois war in ernster Verlegenheit. Sie wußte nicht, wie sie das Zusammentreffen mit Robert herbeiführen sollte. Es war nämlich ihre Absicht, es wie zufällig erscheinen zu lassen, und dazu bot sich keine Gelegenheit. Am Springbrunnen erneuerte sie indessen am Nachmittag eine Bekanntschaft, die ihr viel Vergnügen machte. Sie traf nämlich dort mit einem Baron Blumer zusammen, deutschem Attaché aus Rom, mit dem sie einmal in Ostende, wohin sie ihren kranken Gatten begleitete, viel verkehrt hatte. Baron Blumer galt bei den Damen als der lebenswürdigste Gesellschafter. Er mochte schon in der Mitte der Dreißig stehen, durch seine hohe Gestalt und sein vornehmes Air fiel er indessen in jeder Gesellschaft angenehm auf. Er war überall ein Ritter der Damen, die allezeit auf seine Gefälligkeiten und Dienstfertigkeiten zählen konnten. Man brauchte nur leicht einen kleinen Wunsch zu äußern und er war erfüllt. Man that sich aber keinen Zwang an und der arme Baron war immer mit Kommissionen überhäuft. Als ihn Frau von Langlois erblickte, war sie überzeugt, daß er ihr irgendwie in ihrem verliebten Unternehmen hilfreich zur Seite stehen würde. Nach den üblichen Begrüßungen veräußerte er auch nicht, sie seiner unveränderten Dienstfertigkeit zu versichern.

Sie dankte und sagte: „Ich bedarf der Freundschaft mehr, als Sie glauben. Ich fühle jetzt zum ersten Male meine heikle Position. Ich bitte Sie, ich bin eine alleinstehende Frau . . . Wenn man Sie dreimal in meiner Gesellschaft gesehen hat, wird man davon sprechen.“

„Dem läßt sich leicht abhelfen,“ sagte der Baron. „Ich gebe Sie als meine Schwester aus.“

Clarisse lachte. „Ich danke,“ sagte sie. „Als Schwester würde ich Ihnen bald lästig fallen.“

„Und wenn auch!“ erwiderte Blumer lebhaft. „Ich muß gestehen, daß ich mir bereits hundertmal gelobt habe, niemandem eine Gefälligkeit zu erweisen, da ich dadurch immer nur in Verlegenheiten gerieth. . .“

„Da sehen Sie!“

„Sie haben aber einmal bereits meine Dienste angenommen — Sie wissen, in Ostende — und dafür schulde ich Ihnen Ergebenheit. Ich will mich dankbar erweisen.“

„Wie galant! Aber ich möchte Ihnen um keinen Preis lästig fallen. Und dann sind wir beide wohl zu bekannt in der Gesellschaft, um ein solches Spiel wagen zu können.“

„Durchaus nicht!“ sagte der Baron, dem die Sache gefiel. „Ich habe vier Schwestern, von welchen jede in einem anderen Lande wohnt. Ich bin mit allen Nationen verschwägert, und jedermann kann doch nicht jede Nation kennen! In der That kennen die wenigsten meiner Bekannten alle meine Schwestern. Sie kennt man wohl in Paris, aber kaum Ihre Familie genau, die in der Provinz lebt. Überdies werden Sie hier nicht viele Bekannte finden, da in dieser Saison die Pariser nicht zu kommen pflegen. Die Idee gefällt mir außerordentlich, mit Ihnen in so nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Ich bitte also, weisen Sie mich mit meinem Vorschlage nicht ab.“

Frau von Langlois hatte rasch überlegt, während der Baron sprach. Es gab wohl kein besseres Mittel, die Eifersucht Roberts zu erregen, als die Erfindung dieses Bruders. Und der Baron kam ihr entgegen, sie brauchte ihn gar nicht in ihre Pläne einzuräumen. Als er geendet, erwiderte sie lebhaft: „Ich nehme Ihren Vorschlag an. Ich werde als Ihre Schwester gelten und Sie müssen mich in die Gesellschaft einführen!“

Sie sprach diese Worte etwas zu lebhaft. Der Baron erriet an ihrem Eifer, daß etwas dahinter stecke. Er kannte die Frauen und ihren intriganten Geist, wenn sie irgend etwas unternehmen wollten — kurz, er bereute im Momente seinen unvorsichtigen Vorschlag. Eigentlich hatte er gar nicht gedacht, daß sie ihn wirklich annehmen würde. Nun war es aber zu spät, die Sache rückgängig zu machen.

„Soll ich auch Ihren Namen annehmen?“ fragte Clarisse.

„Nein, nein, das würde uns verraten!“ sagte der Baron wesentlich ernüchert — Frau von Langlois war von ihrer Idee so eingenommen, daß sie seinen kühnen Ton gar nicht bemerkte. „Sie können,“ sagte er, sie nunmehr scharf beobachtend, „da Sie verheiratet waren, einen andern Namen führen als ich.“ Und für sich dachte er: „Es ist unerhört, so aus dem Scherz Ernst zu machen!“

„Ich werde aber sehr prätenziös sein,“ begann Clarisse wieder, „das sage ich Ihnen im vorhinaus.“

Der Baron machte eine bitterfüße Miene.

„Sie müssen,“ fuhr die Dame fort, „wo es nur angeht und natürlich wenn es Ihnen Vergnügen macht, immer um mich sein.“

Baron Blumer hätte in diesem Augenblicke viel darum gegeben, wenn er gewußt hätte, was die schöne Frau im Sinne habe. Er wollte einen Versuch wagen, sie bedenklich zu machen. „Gewiß, ein Vergnügen!“ sagte er eifrig. „Sie dürfen aber — wenn ich nicht aus meiner Rolle fallen soll — meiner brüderlichen Zärtlichkeit keine allzu schweren Fesseln auferlegen.“

Die Worte hatten durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung.

„Nein, gewiß nicht,“ sagte Frau von Langlois sehr gütig. „Ich gestatte Ihnen, ganz dem Zuge ihres Herzens zu folgen und so zärtlich zu thun, als es nur schicklich ist. Ich will mich recht geschmeichelt fühlen, wenn Ihnen das gelingt, denn ich weiß ja, daß keine brüderliche Liebe dabei im Spiele ist.“

„Das hat nicht verfangen,“ dachte der Baron. Er sah übrigens ein, daß die Position gar nicht unangenehm war. „Ich werde keinen Grund zur Unzufriedenheit geben,“ erwiderte er lächelnd. Dann verschwand wieder das Lächeln von seinen Lippen. Es wurde ihm ganz unheimlich zu Mute, dann fiel es ihm ein, daß eine andere Dame seiner Bekanntschaft von der Sache erfahren könnte, eine Dame, die seinem Herzen nahe stand.

„Noch Eins,“ sagte Clarisse. „Ich habe meine Schwester mitgebracht, Aglaja, die Sie kennen. Sie ist um einige Jahre jünger als ich.“

„Noch eine Schwester!“ dachte der Baron entsetzt.

„Diese muß Ihren Namen führen. Ich sehe sie kommen und will sie sofort verständigen. Also abgemacht?“

„Abgemacht!“ sagte Baron Blumer resigniert. „Ich werde Sie sofort meinen Bekannten vorstellen,“ fügte er hinzu, erhob sich und blickte um sich. Es kam gerade eine kleine Gesellschaft promeniend vorbei. Mit Bestürzung erkannte er die Dame, an die er einen Augenblick vorher gedacht hatte.

Es war eine geradezu frappierende Schönheit. Eine hohe stolze Gestalt, von üppigen Formen, dunklem Teint und feuchtschimmernden dunklen Augen. Sie war etwas frappiert, als sie den Baron in Damengesellschaft sah, reichte ihm aber freundlich die Hand: „Sie sind schon einige Tage in Nizza, wie ich höre, Baron,“ sagte sie, „und suchten mich nicht auf?“

Blumer verbeugte sich höflich. „Sie waren in Monaco,“ erwiderte er, „und ich überschreite nicht gern die Grenzen jenes Fürstentums. Nehmen Sie aber die Versicherung, daß ich nur kam, weil ich Sie hier wußte. Einer meiner Freunde ladete mich ein, meine Urlaubszeit zu einer Reise nach Athen zu benutzen. Und trotzdem ich lebhaftes Verlangen trug, das klassische Land der Hellenen mit seinem ewig heitern Himmel kennen zu lernen, löste ich doch eine Fahrkarte nach Nizza, wo mir in zwei schönen Augen ein Himmel lacht, den ich jedem andern vorziehe.“

„Ich will nicht strenge sein, nachdem Sie so hübsche Artigkeiten zu sagen wissen,“ sagte sie lächelnd. Während

Blumer sprach, hatte sie unausgesetzt Clarisse betrachtet, die etwas abseits mit Aglaja stand und ihr die veränderte Sachlage erklärte. Nun fragte sie: „Wer sind die beiden Damen, in deren Gesellschaft ich Sie traf?“

„Die beiden Damen?“ sagte Blumer. „Ach ja, die beiden Damen . . . Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen vorstelle . . . Meine Schwestern — die Marchesa Urbani, eine liebe Freundin aus Rom.“

„Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen,“ sagte Clarisse zur Marchesa. „Mein Bruder hat mir sehr viel von Ihnen erzählt.“

„Wirklich, Baron?“ wandte sich die Dame versöhnt zu Blumer.

„Ja . . . gewiß . . . sehr viel . . . sehr viel . . .“ stotterte der arme Mann verlegen.

Frau von Langlois erriet im Augenblicke an der verlegenen Miene Blumers, daß er besondern Grund habe, einen Verrat des begonnenen Spieles bei der Marchesa zu befürchten. Sie wollte sich ihm dankbar und nützlich erweisen.

„Ich hege sogar den Verdacht,“ sagte sie, „daß mein Bruder —“

„Graf Stefanoff, ein Jugendfreund,“ beeilte sich der Baron, einen der Begleiter der Marchesa vorzustellen, einen sehr hübschen jungen Mann mit einem krausen, blonden Bärtchen, „Herr . . . Herr . . .“ sagte er dann, indem er ein graues Figürchen mit einem Monocle präsentieren wollte, das er im Momente nicht zu bezeichnen wußte. Das graue Männchen aber half ihm nach.

„Torloni, Guiseppe Torloni, Professor der Mathematik.“

„Der Mathematik, ja,“ sagte Blumer zustimmend.

Die Gesellschaft begrüßte sich und nahm dann auf den Stühlen neben drei kleinen Tischen in der Nähe Platz. Baron Blumer hielt sich an die Marchesa. Während der Garçon Eis servierte, sagte die schöne Frau zu ihm: „Ihre Schwester sprach von einem Verdachte, daß Sie . . .“

„Daß ich meine guten Gründe habe, von Ihnen gerne zu erzählen. Haben Sie es noch nicht erraten und diesen Verdacht selbst noch nicht gehegt?“

„Wohl,“ erwiderte die Marchesa. „Man weiß aber bei den Männern häufig nicht, was Ernst und was Scherz. Besonders bei den Diplomaten.“

„Wenn die Diplomaten einander nicht trauen,“ sagte der Baron, „und glauben in einer wichtigen Frage einig zu sein, schließen sie sofort einen Staatsvertrag, damit ihnen später nichts abdiskutiert werden könne. Ich schlage Ihnen also vor, schließen wir einen bindenden Staatsvertrag. Ich will Ihnen sofort den Inhalt skizzieren!“ Und der Baron begann, die Stipulationen des Ehevertrags zu entwickeln, den er im Sinne hatte. Die Marchesa lachte herzlich über den zwar ernücherten, doch recht komischen Vertrag.

Der junge blonde Russe unterhielt Aglaja mit der Schilderung seiner Lebensweise in Nizza und Monaco. „Sie sehen in mir einen jener Spieler,“ sagte er, „die zu allen lokalen Legenden gehören und in allen Reisebeschreibungen als Kuriosität angeführt sind. Ich bin immer da, bin der erste und der letzte am grünen Tische. Das Geld hat für mich nur Interesse, wenn es auf dem Spieltische erklingt, das Rollen der Roulettekugeln ist meinem Ohre Musik und die Aufregungen des Spieles sind meine Leidenschaft. Nur manchmal — wie auch eben jetzt, fliehe ich auf einige Wochen diese Aufregungen, die mich ab und zu doch ein wenig degoutiren.“

„Ich kann nicht glauben, daß Sie für nichts Interesse haben sollten, wie für das Spiel,“ sagte das junge Mädchen.

„Nichts, gewiß nichts!“ sagte Stefanoff, „womit soll sich ein Mann in meiner Lage beschäftigen?“

„Es giebt Dinge genug zur nützlichen Beschäftigung, wie Politik, Litteratur, Kunst . . .“

„Ach, mein Gott,“ sagte der Graf, „die Politik ist im allgemeinen ein unergründliches Ding, bei uns zu Hause aber besonders. Litteratur und Kunst interessieren mich wenig. Ich möchte gerne Soldat sein, wenn es immer Krieg gäbe. Ich habe aber wenig Lust, meine Tage in irgend einer halbasiatischen Festung als Gouverneur zu verbringen oder in einer kleinen, schmutzigen Garnisonstadt die ganze Woche vom Tische der Honorationen zu speisen.“

„Sie fassen die Sache gar zu schlimm auf.“

„Wohl möglich. Man sagt, die Engländer seien es, die am Spleen leiden. Wir Russen leiden viel mehr daran und haben viel bessere Gründe dazu. Auch ich habe den Spleen. Ein wahres Glück, daß mich die Leidenschaft des Spieles aus meiner Apathie zu reißen vermag. Wenn ich einmal meinen letzten Rubel verspielt habe, dann wird es auch für mich heißen: Rien ne va plus!“

„Entschuldigen Sie,“ sagte Aglaja, „ich bin nur ein unerfahrenes Mädchen, aber ich glaube, daß das, was Sie Spleen nennen, nur Schwäche ist. Und ein Mann, der seinen letzten Rubel verspielt, um dann mit einem „Rien ne va plus!“ ein nutzloses Leben mit einem nutzlosen Tode zu beschließen, der —“

„Der verdient keine Achtung, das wollen Sie sagen, nicht wahr?“ rief Stefanoff, als das junge Mädchen plötzlich stockte.

„Nicht gerade,“ sagte Aglaja erröthend.

„Aber etwas Ähnliches,“ lachte der Russe. „Es kommt auf dasselbe heraus. Ich habe bisher noch nicht daran gedacht. Es hat mir das noch niemand gesagt — man scheut sich sonst, einem dergleichen zu sagen — und ich habe kein Interesse gehabt, zu bedenken, was die Welt über mich urteilen mag.“

„Ich wollte Sie nicht verletzen,“ sagte Aglaja entschuldigend.

„D, es bedarf keiner Entschuldigung!“ rief Stefanoff. „Es war etwas Besonderes, was Sie gesagt haben. Von diesem Gesichtspunkte habe ich die Sache noch gar nicht betrachtet.“ Dabei dachte er: „Die Kleine könnte einen beinahe auf eine vernünftige Idee bringen, was, wenn nur irgendwie möglich, vermieden bleiben soll.“ Während sich Aglaja auf einen Augenblick zu Clarisse wandte, flüsterte der Graf dem Baron ins Ohr:

„Deine Schwester ist charmant.“

„Wer? Meine Schwester?“

„Ja, Fräulein Aglaja.“

„Ach so,“ rief der Baron. „Natürlich! Des Bruders Ebenbild!“

Clarisse war indessen in die Hände des „Professor der Mathematik“ gerathen, der diese Partie des Parkes unsicher machte. Der kleine bewegliche Italiener setzte ihr mit unglaublicher Zungengewandtheit und lebhafter Gesticulation die Vorteile seines „Systems“ auseinander.

„Und Sie behaupten, Ihr System sei untrüglich?“

Giuseppe Torloni zog mehrere Druckschriften aus der Tasche.

„Ich bitte, nehmen Sie diese Instruktionen an sich und sehen Sie sie durch. Man kann mit meinem Systeme nicht an einem Tage die Bank sprengen, aber es giebt damit einen ganz angenehmen Gewinnst. Bei einem Einlage von tausend Francs gewinnen Sie täglich hundert, bei einem Einlage von zehntausend tausend. Es ist doch jedenfalls angenehmer, ein Weniges zu gewinnen, als gar nichts und vielleicht noch den Einlage zu verlieren. In Monte Carlo ist alles möglich. Jawohl, Madame, es giebt auch einen Weg — die Geheimnisse des Glückes zu ergründen — aber nur durch das System Giuseppe Torloni. Diese Schriften geben die ersten Anleitungen. Die eigentliche Belehrung bietet mein mündlicher Vortrag. Ich werde mir erlauben, Sie in einer Stunde in Ihrem Hotel aufzusuchen und in die Kunstgriffe des Spieles einzunehmen. Ich bitte dann, auch mein Honorar in Vorbereitung zu halten; es muß vorausbezahlt werden.“

Clarisse konnte nicht umhin, laut aufzulachen.

„Fürchten Sie, daß ich mit Ihrem Systeme all mein Geld verspiele?“

„Das nicht,“ sagte das graue Männchen mit überlegener Miene, „aber Sie können heute mit meinem System Gewinne machen, indessen morgen mein System verachten und Ihr ganzes Geld verlieren. In Monte Carlo ist alles möglich. Sie müssen auch in Ihrem Hotel täglich die Rechnung beglichen. Wie viel wollen Sie wagen?“

„Wie viel? Vielleicht zehntausend Francs. Der Einlage ist ja nach Ihrem System ganz sicher.“

„Macht ein Honorar von fünfhundert Francs, die Hälfte des sicheren Gewinnstes am ersten Tage,“ schnatterte das graue Männchen. Dann wart er sich in die Brust und sagte mit verbitterter Miene: „Wir müssen uns mit den Brosamen begnügen, während die Besitzer des Kapitals an der wohlbesetzten Tafel sitzen.“ Torloni stand auf. „Jawohl, Brosamen . . . also in einer Stunde in Ihrem Hotel . . . Vergessen Sie nicht die Brosamen!“

„Vorurteil selber gepeißt habe,“ sagte Clarisse halblaut. Torloni überhörte das vollständig. Er machte der Dame eine tiefe Verbeugung und verabschiedete sich dann von der Gesellschaft. . . .

Clarisse bekam wirklich Lust, das System des Italieners zu erproben. Sie hatte aber nur einige tausend Francs mitgenommen, als sie Paris eilig verließ. „Ach,“ dachte sie, „ich habe ja einen Bruder!“ Und sie rief den Baron auf einen Augenblick herbei.

„Baron, ich habe mich nicht gehörig mit Geld vorgelesen. Wären Sie so freundlich, mir etwas vorzutraden?“

„Aha,“ dachte der Baron, „sie hat bereits gespielt. Wie hat sie das nur bei der Kürze ihres Aufenthalts in Nizza angefangen? Die Frauen bringen selbst das Unmögliche zu Stande!“ Und er stellte der neuen Schwester seine Börse zur Verfügung.

„Ich brauche zehntausend Francs.“

„Zehn . . . zehntausend Francs?“ . . . Sie erschöpfte beinahe seinen ganzen Vorrat. Er wäre aber kein Ritter der Damen gewesen, wenn er sich nicht auch in diesem schwierigen Falle gefällig erwiesen hätte.

„So viel Sie wollen,“ sagte er. „In einer Stunde bringe ich Ihnen die zehntausend Francs.“

„Nur bis die nächste Post auf meine Depesche das Geld bringt.“

Die Marchesa, die sich mit Aglaja und Stefanoff unterhalten hatte, erhob sich.

„Meine Damen,“ sagte sie, „ich glaube, es ist Zeit, zur Promenadefahrt Toilette zu machen.“

Man trennte sich. Baron Blumer begleitete Clarisse und Aglaja, Graf Stefanoff die Marchesa. Man wollte sich in einer Stunde an derselben Stelle zusammenfinden.

3.

Das schattige Bosket, in dem wir zum Beginn unserer Erzählung Fräulein Hortense kennen gelernt haben, war ihr Lieblingsplätzchen. Dort mußte sie Robert de Verteuil immer zu finden und dort promenierte sie auch am Nachmittage mit einem anderen begeisterten Verehrer, ihrem kleinen Cousin Léon de Fleury. Wir nennen ihn lediglich den „Kleinen“, weil sie ihn so nannte, im übrigen war es aber ein hochaufgeschossener junger Mann von mädchenartiger Schönheit, roten Wangen und schmachtenden braunen Augen. Er war dreißig Jahre alt, hatte schon ein ganz prächtiges Schnurrbartchen, zeichnete sich aber trotz alledem durch

eine gewisse knabenhafte Unbeholfenheit aus, welche deutlich bewies, daß er bisher wenig aus dem Bereiche der strengen Zuchttrute des Vaters und der liebevollen Fürsorge der Mutter gekommen war. Seine Reise nach Nizza war eigentlich der erste größere Ausflug vom heimischen Herd. Er sollte den Garde-Monsieur der Damen abgeben und kam seiner Aufgabe so gewissenhaft nach, daß ihm wirklich keine Zeit übrig blieb, seinem eigenen Vergnügen auch nur einen Augenblick nachzugehen. Man wird diese Hingebung übrigens sehr begreiflich finden, wenn wir verraten, daß den „Kleinen“ Léon eine große Leidenschaft ganz beherrschte — zu Fräulein Hortense natürlich.

Auch jetzt war Léon de Fleury, da er sein Cousinchen zum Lieblingsplätzchen desselben begleitete, mit einem Arbeitsförbchen, einem Shawl, einem Schirm und einem Fächer bepackt, was seine zärtliche Opferwilligkeit im schönsten Lichte erscheinen ließ. Fräulein Hortense schien ihm indessen nicht viel Dank für dieselbe zu wissen. Sie setzte sich auf einen Gartenstuhl, der ganz im Laube versteckt war, schlug ein Buch auf, das sie mitgebracht hatte, und sagte:

„Liebes Bébé, wenn Sie sich darauf kaprizieren, den Fächer zu tragen, so muß ich vor Hitze vergehen.“

„Verzeihung für meinen Eifer!“ rief der „Kleine“ Léon und reichte seiner Dame den Fächer. Er legte die übrigen Gegenstände auf ein Gartentischchen in der Nähe und reflektierte für sich: „Nun wäre ich mit ihr wieder allein und es wird wieder nichts dabei herauskommen! Vor zwei Monaten bin ich dreißig Jahre alt geworden, im Herbst beende ich meine Studien, und diese Liebeserklärung bringe ich nicht fertig! Ach, Hortense, Königin meiner Träume!“ Er seufzte dabei so laut und ergreifend, daß die Angebetete, die ihn heimlich beobachtete, von ihrem Buche aufblickte.

„Ich glaube gar, lieber Léon,“ sagte sie, „Sie reden mit sich selbst. Sprechen Sie wenigstens etwas lauter, daß ich auch etwas davon höre.“

Léon errödete. Das war auch eine Schwachheit, die er sich absolut nicht abgewöhnen konnte, so große Mühe er sich auch gab. „Ja,“ sagte er, „ich habe so vor mich hin gesprochen . . . eine Verteidigungsrede für einen Raubmörder. Ich habe mir den Fall konstruiert, er ist sehr interessant. Der Angeklagte hat schon zweimal gemordet und ist immer leicht weggekommen. Jetzt hat er zum drittemal gemordet und wird wieder leicht wegkommen. Natürlich, wozu wären wir Advokaten da?“

Nun begann das Gespötte des Fräulein Hortense. „Wir Advokaten!“ ahnte sie ihm nach. „Sie sind ja noch ein Schulfuchs.“

„Nicht lange mehr.“

„Bis zum nächsten Herbst müssen Sie doch Schulaufgaben machen, Sie kleiner ABC-Schütze!“

Léon seufzte und dachte: „Sie behandelt mich wie ein Kind; wie soll ein ABC-Schütze eine Liebeserklärung wagen?“

„Wenn Sie hübsch brav sind,“ fuhr Hortense fort, „schenke ich Ihnen eine Dute Bonbons.“

„Bonbons!“ rief Léon entrüstet aus. „Mir, einem künftigen Deputierten!“

Hortense lachte laut auf und konnte ihre Heiterkeit kaum bezwingen.

„Ein künftiger Deputierter!“ rief sie in ihrem Lachkrampfe. „Die Bébé spielen also auch schon Parlament!“

Nun verlor der Junge die Geduld.

„Ich bin kein Bébé mehr, ich will nicht Ihr Bébé sein!“

„Also Volksvertreter?“ sagte das junge Mädchen, noch immer lachend. „Vielleicht Minister? Erzellenz? Lassen Sie einmal Ihre Pläne hören.“

„Wenn ich mit meinen Studien fertig bin,“ sagte Léon, „verbringe ich einige Jahre auf Reisen. Sobald ich zurückkomme, lasse ich mich in unserm Wahlkreise zum Deputierten wählen.“

„Wenn Sie aber zu dieser Zeit zufällig gerade zahnen sollten, was dann?“

„Cousine!“

„Oder wenn das Schaukelpferd sich den Fuß verstauchen sollte, das Sie in den Kreis Ihrer Wähler führen soll?“

„Schaukelpferd, mir das!“ rief Léon mit komischem Pathos. „O Hortense, Sie treiben mich zum äußersten!“

„Sollten Sie Ihren Hampelmann zerbrechen wollen?“

„So erfahren Sie denn, Cousine,“ rief der junge Mann, einen großen Entschluß fassend, „daß es kein Kind ist, das vor Ihnen steht. Es ist ein Mann!“

„Puh!“

„Ja, ein Mann, ein Mann, dem sogar schon eine verzehrende Liebe am Herzen nagt!“

Fräulein Hortense bekam wieder einen Lachkrampf.

„Ein Mann, der Erhöhung finden oder in den Rachen des Todes sich stürzen will!“

„Gahaha! Das ist zu komisch! Und wer ist denn die Auserkorene?“

Léon fühlte, daß jetzt der Moment gekommen war, ein großes Wort auszusprechen — aber all' sein Mut war wieder dahin.

Die kleine blonde Dame aber begann wieder zu spotten.

„Ich passiere alle Wickelfinder meiner Bekanntheit Revue,“ sagte sie. „Wer könnte die Glückliche sein?“

„Cousine,“ sagte Léon, „ich will Ihnen im Vertrauen sagen, wer es ist, die ich liebe und anbede. Aber neigen Sie das Haupt zu mir — ich will es Ihnen ins Ohr sagen.“

Sie neigte lächelnd das Haupt zu ihm — er umfaßte sie blickschnell und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen.

„Aber Léon, was . . .“

„Nun wissen Sie, wen ich liebe!“ Und da er sah, daß

das Fräulein eigentlich gar nicht erzürnt war, rief er: „Noch einen Kuß, der erste war zu süß!“

„Bébé, welche Verwegenheit!“

Nun that Hortense wirklich erzürnt, aber erst, nachdem er sie wieder geküßt hatte. Das Unglück fügte es, daß Robert de Verteuil gerade im Augenblicke in der Dichtung des Boskets erschien und das Pärchen bei seinen Zärtlichkeiten überraschte. Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr seinen Lippen, dann zog er sich rasch wieder hinter die hohe Hecke zurück.

„Was war das?“ rief Hortense. „Haben Sie nichts gehört?“

„Nichts.“

„Mir schien es, als hörte ich einen Ausruf. Wenn uns jemand belauscht hätte! Sie sind ein enfant terrible, Léon!“ sagte das junge Mädchen, seine Worte mit einem zärtlichen Blicke begleitend.

„Schon terrible!“ dachte Léon. „Sie bekommt Respekt!“ Mit gehobenem Selbstbewußtsein wandte er sich an Hortense, die es nun für gut fand, ein Schmollmäulchen zu machen. „Grollen Sie nicht, Cousine!“

„Ein solches Unterfangen!“ sagte sie. „Rücken Sie gleich ihren Stuhl weiter!“

Er rückte den Stuhl um eine Spanne fort. „Ich habe ihn um mindestens fünf Centimeter fortgerückt!“ sagte er. „Sind Sie nun versöhnt?“

Sie lächelte ihn wieder zärtlich mit den Augen an.

„Er meint, der kleine Schelm, daß man ihm nicht grollen kann! So ein Kind will auf Reisen gehen! Und nach Italien, sagen Sie? Das wäre auch meine Passion . . .“

„Und zu zweien muß es so schön sein, zu reisen!“

„Vergessen Sie nicht, Ihre Anna mitzunehmen. Und Deputierter wollen Sie werden? Obgleich — ich liebe die ehrgeizigen Männer . . .“

„Ach, wenn Sie wirklich lieben würden, was man so lieben heißt! Sie wären die rechte Frau für den Deputierten, den ich meine!“

Fräulein Hortense blickte in das Buch, das aufgeschlagen auf ihren Knien lag und sagte leise, ohne ihn anzusehen: „Ich will Ihnen etwas sagen: Sie müssen Ihre Mama gewinnen. Ihr Vater wird keine Schwierigkeiten machen.“

„D, Sie heben mich in den Himmel!“ Der junge Mann wollte begeistert ihre Hand ergreifen, sie zog sie aber rasch weg und schlug ihn auf die Finger.

„Genug für heute!“ rief sie. „Kümmern Sie sich wieder um Ihre Schulhefte. Sehen Sie dort meine Mutter? Sie kommt die Allee herauf!“

In der That erschien das unwandelbare braune Kleid wieder in der Ferne, zwischen den Bäumen.

„Schon!“ sagte Léon bedauernd. „Ich konnte kaum einen Augenblick mit Ihnen sprechen! Und ich möchte Ihnen meine Gefühle ausführlich schildern.“

Das junge Mädchen dachte einen Augenblick nach.

„Wenn ich wüßte, ob Mama morgen ein Bad nimmt, würde ich ein Unwohlsein vorschützen und zu Hause bleiben — vorausgesetzt, daß Sie versprechen, artig zu sein, Bébé.“

„Ich schwöre es.“

„Ich werde heute noch die Stunde erfahren und Sie davon verständigigen. Aber wie?“

„Ja, wie?“

„Ich habe es!“ rief die kleine blonde Schelmin freudig aus. „Sehen Sie jenes Moebblatt. Auf dieses Blatt werde ich mit einem Bleistift das Avis schreiben.“

„Ach, teuerste Hortense!“ rief Léon entzückt, indem er ihr wieder die Hand küssen wollte.

Sie zog sie aber zurück, stand rasch auf und stampfte zornig mit dem kleinen Füßchen auf den Rasen. „Genug! sage ich. Marsch! Schnell Mama entgegen!“ Und damit trieb sie den langen Zungen vor sich hin.

Es ist wohl unnötig, die Gefühle des Herrn Robert de Verteuil hinter der Hecke während dieser Scene in der Dichtung zu beschreiben. Er war wütend. Er sah sich verschmäht wegen eines Gelbschnabels, den er bisher gründlich verachtet hatte. Ein solches Abenteuer fand sich in seinen gesamten galanten Erlebnissen nicht mehr, und dort kamen doch merkwürdige Dinge genug vor.

„Unerhört!“ rief er aus. „Wie sagte sie doch: „Lieber Herr von Verteuil, die Statuen haben keine Herzen!“ Da sehe man die Spröden! Lassen sich an öffentlichen Orten küssen und geben sich heimliche Rendezvous! Und dieses Rendezvous! Auf das Moebblatt will sie ihm schreiben, wenn die süße Stunde schlägt! Das mußte ich sie lehren! Denn ich war es, der sie über die wichtige Rolle aufklärte, welche die Moebblätter im Menschenleben spielen. Unerhört, unerhört!“

Er wartete ruhig hinter der Hecke, bis sich Fräulein Hortense mit Mutter und Cousin entfernt hatte, kam dann aus seinem Versteck hervor und betrachtete ärgerlich das fatale Moebblatt. Er hatte nicht übel Lust, das Blatt mit Stumpf und Stiel auszureißen und seinem Grolle auf diese Weise Luft zu machen. Er entschloß sich indessen zu anderem. Er wollte sich rächen. Es sollte eine feine, außerlesene Rache sein.

„Warte, kleiner Cousin,“ sagte er, „ich will dich lehren, Robert de Verteuil ins Gehege zu kommen!“

Damit zog er einen Bleistift hervor, kniete vor dem Moebblatt nieder und schrieb auf dasselbe in kleinen Krähensfüßen: „Lieber Léon! Heute Abend um 10 Uhr erwarte ich dich bestimmt. Ich bin eifersüchtig! Ich glaube, du machst deiner Cousine den Hof. Gehe mich zu beruhigen! Bis dahin eine Million Küsse — ich weiß, du küsstest ja so gerne deine Mimi.“

„So!“ sagte er dann lachend, „das wäre bestens besorgt.“



Schwere Wahl. Von Herrn. Arnold.

H. Arnold. München

Wenn sie wiederkehrt, ihm das wörtliche Aois zu bringen, wenn sie mit pochendem Herzen zu dem Aioebblatt tritt, um dem Geliebten mit bebender Hand sein Glück zu verkünden — dann muß sie dieses lesen. Brrr . . . Das ist eine schöne Suppe, die ich dem kleinen Cousin einbrocke. Der Junge ist gar nicht blöde!"

Nach diesem Monolog entfernte sich Robert, fest entschlossen, die Sache gründlich zu vergessen. Das ging aber nicht so leicht. Er ärgerte sich nicht wenig über das falsche Blondköpfchen, das seine Huldigungen verschmähte. Und dann dachte er wieder an Clarisse de Langlois zurück, die er verlassen hatte, um den Spuren Hortensius zu folgen. Er machte sich Vorwürfe über seine Flatterhaftigkeit. Hatte ihn Clarisse nicht immer bezaubert, wenn er bei ihr war? Und doch lief er immer anderen Schönen nach, wenn er von ihr fort war. Es war unverzeihlich, er fühlte es.

Wir sind oft wie die Kinder. Das Glück ist häufig so nah, wir brauchen nur die Hand auszustrecken, um es zu ergreifen — und jagen Chimären nach.

Je mehr Robert de Berteuil die Sache überlegte, desto fester wurde seine Überzeugung, daß sein Glück bei Clarisse war. Sie war so lieb, so gut, so sanft, geschmückt mit allen Tugenden; jetzt schwebte sie ihm in voller Schönheit vor den Augen. Er liebte sie und fühlte, daß er sie längst geliebt. Sie hätte sein letztes und bestes Glück ausmachen sollen — darum zitterte er immer vor der Entscheidung, vor der großen Erklärung, vor der solennen Werbung, trotz mancher Zeichen der Gunst, die er bemerkt zu haben glaubte.

Nun sollten die Würfel fallen! Er war entschlossen, mit dem nächsten Zuge nach Paris zu reisen, zu Clarisse zu eilen, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihre Liebe zu ersehen, ihre Verzeihung für thörichte Verirrungen, die sie wohl ahnen mochte und die er ihr reumütig beichten wollte. Er wollte ein anderer Mensch, ihrer würdig werden — kurz, es erfaßte ihn ein wahrer Enthusiasmus für Clarisse.

Er irrte eine Weile im Parke umher, als er plötzlich — Clarisse auf sich zukommen sah. Er glaubte zu träumen, er rieb sich die Augen. Aber es war wirklich Clarisse — freilich Clarisse am Arme eines fremden Mannes. Was sollte das bedeuten? Sollte ihn auch diese betrogen haben? Eine blinde Wut erfaßte ihn bei dem Gedanken.

Als ihn Clarisse erblickte, stieß sie einen leichten Schrei aus und verließ den Arm des Barons Blumer.

„Was ist das?“ fragte der arme Baron überrascht beim Anblicke dieses fremden Mannes mit den zornfunkelnden Augen.

„Was steht zu Diensten?“ fragte er Robert, sich zu ihm wendend.

„Wie kommt diese Dame an Ihren Arm?“ rief Robert, der die Herrschaft über sich verloren hatte.

Baron Blumer behielt seine Kaltblütigkeit.

„Wenn Sie das interessiert, mein Herr,“ sagte er höflich, „erfahren Sie, daß sie meine Schwester ist, meine leibliche Schwester, eine tiefbetriebte Witwe, wie Sie sehen, die ich nach Kräften zu trösten suche.“

„Die brüderliche Zärtlichkeit rührt mich außerordentlich!“ rief Robert höhnisch aus.

„Das steht Ihnen frei,“ sagte Clarisse, die ihn bisher sprachlos angestarrt hatte. „Da sich aber meine alten Freunde nicht um mich kümmern, mußte ich mir wohl neue erwerben.“

„Madame,“ flüsterte der Baron Clarisse zu, „Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie noch Ritter außer mir haben. Das ist ein Malheur! Sehen Sie, wie die Augen des andern funkeln.“

Er bot ihr damit wieder den Arm und wollte mit ihr seinen Weg fortzusetzen.

„Mein Herr!“ rief Robert, „ich verbiete Ihnen, sich für den Bruder dieser Dame auszugeben.“

Blumer zuckte die Achseln.

„Ich frage Sie nicht einmal um den Rechtstitel, den Sie sich dazu nehmen,“ sagte er, „und erkläre Ihnen, daß ich mir nichts verbieten lasse.“

Clarisse erschrak, als sie sah, welche Wendung die Sache zu nehmen drohte. „Ich bitte Sie, meine Herren,“ sagte sie, „keinen Streit! Es läßt sich alles in Frieden ordnen.“

Robert fuhr fort, den Baron zu provocieren. „Dem Herrn scheint bange zu sein!“ sagte er. „Haben Sie, Madame, keine Schürze, die Sie über ihn ausbreiten könnten?“

Das war zu viel.

„Mir das?“ rief der Baron. „Wir sprechen uns darüber!“

„Wann es beliebt,“ sagte Robert.

Während der Baron seine Visitenkarte hervor suchte, dachte er: „Welche Wonne, sich aus purer Gefälligkeit totschießen zu lassen! Wenn nicht jetzt, so passiert es mir ein anderes Mal. Gleichviel.“

Die Herren tauschten die Karten.

Clarisse trat entsetzt zwischen sie. „Ich werde niemals, niemals zugeben,“ rief sie, „daß —“

In diesem Momente erblickte der Baron die Marchesa Arbin, die pünktlich zur Promenadefahrt am Rendezvousorte erschien.

„Madame,“ sagte er zu Clarisse, „ich bitte, machen Sie uns keine Scene.“

Frau von Langlois verstummte entsetzt bei dem Anblicke der schönen Römerin. Daß diese gerade in diesem Augenblicke erscheinen mußte!

„Ach, da ist ja unser Pärchen,“ sagte die Marchesa.

„Wir haben Sie bereits erwartet,“ erwiderte der Baron

rasch, „und uns unterdessen mit diesem Herrn unterhalten. Es war eine recht gemütliche Unterhaltung. Auf Wiedersehen, mein Herr, auf Wiedersehen!“

Robert grüßte stumm und Baron Blumer eilte mit den Damen fort.

(Fortsetzung folgt.)

Schwere Wahl.

(S. d. Illustration.)

U! Jee, da sitzen's beisamm alli drei — —
Dös hat geträumt um halt nicht!
's Keferl, die Kathi um die Burgei
Sell is a heisse G'sicht!

Einzeln, wann's sind, da woap i scho Rat,
Fürcht' mi halt nimmamehr;
's is nur um die zwoa andern grad —
Dös macht die Sache so schwer!

Wann i de Burgei mi recht beschau,
Sagt' i am liebsten glei: Du,
Hast a paar Augerln so enziänblau —
Paßt grad mai Buschen dazu! —

Un auf der Kathi kirschroten Mund
Drucket i meinen net zag:
Wegen dem Bussel, dös is net der Grund,
Nur weil i . . . d' Kirschern gern mag! —

Wann i dann z'lezt schaug aus Keferl gar,
Wird mi rein narrisch zu Sinn:
Braucht's die zu so oanem goldigen Haar
A noch dös Grüberl im Kinn?!

Sepperl, was nutzt's, wann du seufzest und stöhnst:
's Sträußerl, dös is mal gewis,
Kriegt von die drei nur einzig die Schönst' —
Wüßt' man nur glei, welch' es is?!

's fällt mir a ein grad goar mir G'sicht's,
Wie i die G'sichte mach' glatt:
Drei schmucke Dirnb'ln — 's is halt a Kreuz,
Wann ma oan Buschen nur hat!

Gieb i'n der einen, mir scheint allweil,
's bersten die andern vor Reid;
Und wann den Buschen i etwan zerteil,
Roane hat dran recht a Freud!

Pflücken wohl könnt' i leicht noch oan paar Stück —
Bleamerln hat's g'nug ja im Mai;
Ehvor i aber damit bin z'ruck,
Laufen's davon alli drei! — —

Zuhhee! Holdroibi! Jetzt hab' i 's raus —
Nu is vorbei aller Schmerz;
Kathi kriegt's Bussel, die Burgei den Strauß,
Bleibt noch fürs Keferl dös Herz!

Richard Schmidt-Cabanis.

M o s a i k.

Die Blaustrumpf-Armee. Eine Plauderei. Unglücklicherweise lebt in der Brust des deutschen Mannes das ideale Bild der deutschen Frau und Jungfrau so, wie es kaum beschränkter gedacht werden kann. Das empfehlendste Lob, welches sich die blonde Ideal-Frau geben kann, ist dasjenige des Martes von Richmond: „Ich kann lachen, ich kann liden“ etc. Faust's Gretchen in ihrer reinlichen Naivetät konnte nur von einem Deutschen erdacht und von Deutschen bewundert werden, weil ihr Herz auf Kosten des Verstandes und der Rechtschaffenheit vorwaltete. Wenn die Bibel sagt: „Ich will ihm eine Gehilfin machen!“ so faßt der deutsche Biederermann vornehmlich den zweiten Gedanken auf, „sie soll ihm unterthan sein!“ Das Urteil und die Anschauung der Frau sind von vornherein „vom Argen“, und diejenige, welche sich nicht gutwillig ins Alltagsgeleise zurückdrängen läßt, wird so verdächtig, wie unter den Pferden die Durchgänger und Strangschläger. Sehr ungern duldet der norddeutsche Mann die weiblichen Geistesrechte, und wenn wir Frauen selbst noch an einen Frauenlob glauben dürfen, so haben wir uns nach Süddeutschland zu wenden, da lebt in Triest Prof. Heinrich Groß, in Ungarn Prof. Karl Weiß (Schrottenthal), deren Federn dem ewig Weiblichen gewidmet sind und die das Martyrium ihrer Mission auf sich nehmen. Wie viel der Geprüfter unter den selben, Prof. H. Groß, gebildet und gerungen hat, bis endlich das obige Wort vollendet daliegt*, das kann, wenigstens annähernd, die Schreiberin dieses als Gehilfin und Kampfgenosin uneres Frauenlob erweisen. Immer Mut einsprechend und neue Wege anbahnend folgte ich dem unermüdligen Sammler und Ordner, welcher selbst von seiten der zu Beweiandenden hier und da dem entschiedensten Widerstande und nachsüchtiger Empfindlichkeit begegnete. Die Frau ist nicht objektiv genug angelegt, um sich gern generalisieren zu lassen.

Damit der Leser aber nicht gar zu erschrocken über die Blaustrumpf-Armee des Prof. H. Groß sei, die in Wort, Biographie, Bild und Handschrift vertreten ist und nicht wenig fürstliche Mitkämpferinnen zeigt, sei erwähnt, daß ihre Aufzählung bereits im Jahre 1100, und zwar durch die Nonne Ara, die als Mäherin im Kloster Göttweih (Niederösterreich) lebte, begann und mithin die Frauenliteratur mehrerer Jahrhunderte für das heutige Geschlecht bereits unschädlich wurde. Wer von uns Lebenden in 50 Jahren noch auf dem Büchermarkte genannt wird — das ist eine bange Frage, und wir müssen bei diesem Zweifel doppelt dankbar sein, daß Professor Groß uns in einem ehrenden Mausoleum vereinigte, damit das nächste Jahrhundert, dem nichts mehr zu schreiben übrig bleibt und das auch keine Zeit mehr haben wird, anderes als einige kurze stenographische Andeutungen (ein Rückschritt auf die Runen-

* Deutsche Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Wort und Bild, von Heinrich Groß, Gymnasial-Professor in Triest. Berlin, Fr. Tiel, 1885.

und Keilschrift) zu lesen, weiß — daß wir gewesen — die Mütter, Tanten und Großtanten des Zeitgeistes.

Selbst die männliche Kritik wird nicht leugnen können, daß die Auszüge und Beiträge des Werkes, deren Mehrzahl Originale sind, ungemein viel Wertvolles und Interessantes bringen, die biographischen Aufzeichnungen des gelehrten und feinsinnigen Herausgebers wurden gleichsam mit seinem Herzblute geschrieben, er hat sich in dieser Arbeit nahezu aufgerieben. Dennoch ist es ebenso erklärlich als ergreifend, daß ein Mann, der die Litteratur mit ganzer Seele liebt, gerade in Triest, jenseits des Deutschtums, ja neben der Misachtung des Deutschtums, sich an die große Idee klammerte, die zarteste und bewegteste Saite des deutschen Sanges und Wortes bis zum vollen Glockenton anklingen zu machen und in die zitternden Wellen der Muttersprache einzutauchen mit dem zehrenden Heimweh der Vereinnamung — diese poetische Auffassung war, wie ich gern versichern kann, das leitende Motiv des Professors Groß, der zur Ausführung des in noch großartigerem Stile geplanten Unternehmens, nebenbei bemerkt, nicht unerhebliche finanzielle Opfer brachte.

Möchte die Frauenwelt dankbar sein!

E. von Dindlage.

Sarah Bernhardt

erschien zu einem Diner kürzlich in einer reizenden Toilette, welche als charakteristisch für das augenblicklich herrschende Genre gelten kann. Rock und Taille bestanden aus hellhyazinthenroter Atlas mit pflaumenblauen Sammet-Deffins, die in der Form des Johanner-Kreuzes, nicht allzu dicht, den Grund des Stoffes bedeckten. Der Rock, vorn fußfrei gehalten, war am unteren Rande ohne Garnierung und zeigte hinten die Schleppe, in dichten tiefen Falten unter dem Taillenschluß hervorquellend und nach unten viereckig ausfallend. Die Ärmel des Kleides reichten nur bis an den Ellenbogen und schlossen ebenso wie der Halsauschnitt mit einer Coup-de-Vent-Garnierung aus echten Malines-Spitzen ab. Über die Vordertaille zog sich links vom Halsauschnitt bis rechts in den Taillenschluß eine faltige Drapierung aus mattroter indischer Seide, aus welcher auch ein das Devant garnierendes reichhaltiges Tablier bestand, das über der rechten Hüfte hoch aufgerafft war und von hier aus sächerartig auf die Schleppe herabfiel. Die Taillendrapierung auf der linken Seite sowohl als auch das Tablier und der hintere Faltenfächer waren mit voller pflaumenblauer Chenille-Bordüre umrandet. Das Kleid war unendlich einfach und doch durch seine Farbensummenstellung höchst effektiv und, der Natur des Drapierstoffes entsprechend, sehr grazios. Sara Bernhardt ist eben nach jeder Richtung hin Künstlerin. Bei einem Balle erschien sie in einer mandaringelben Tüllrobe mit schwarzen kleinen Chenille-Pompons bestreut. Die Korsetage war aus glattem mandaringelben Atlas gefertigt und ebenso wie die Schleppe mit schwarzen Straußfeder-Bordüren umrandet. Schwarze Straußfeder-Bouquets garnierten den Rock, dessen Devant, aus glattem mandaringelben Atlas, mit einem breiten Volant aus schwarzer Chantilly-Spitze überdeckt war. Das Haar trägt die Künstlerin meist unge schmückt und pflegt nur den losen Knoten ihres krausen und stark gepuderten Haares mit kostbaren Nadeln, Pfeilen, Kämmen u. s. w. aufzustechen.

Die italienische Perle-Industrie

hat, wie fast alle Geschäftszweige in dem letzten Jahrzehnt, sich eines ungemeinen Wachstums erfreuen dürfen, und besonders in den letzten Jahren sind von ihr Novitäten auf den Markt geseudet, welche bedingungslos reizend genannt zu werden verdienen. Dazu gehören besonders die farbigen Wachsperlen, welche neuerdings die mannigfaltigste Verwendung finden. Die jüngste Zeit zeigt uns diese Perlen sogar in vollständigen Schattierungen, dazu nach der Größe abgestuft, von den kleinsten Sorten bis zu den stärksten beerenartigen Kugeln hinauf. Die allmächtige Mode, welche sich jede Kunst dienbar macht, hat zur Zeit auch diese farbigen Wachsperlen mit ihrer besonderen Protektion beehrt, und so sehen wir denn ganze Devants an eleganten Roben mit fein kariertem Netzwerk dieser Perlen überzogen und dazu passende Franzen aus Perlen hergestellt. Daneben treten Devants mit Perlstickerei auf, die mit solcher Vollendung schattiert und ausgeführt sind, daß sie hier ganz besondere Erwähnung verdienen. So sah man vor z. B. die Devant einer großen Robe aus lachsrotem Atlas. Die Stickerei, welche kurz unter dem Taillenschluß begann und bis zur unteren Randgarnierung der Robe hinabreichte, stellte einen phantastischen Rosenzweig her, dessen offene Blumen und Knospen vom zartesten mattroten bis zu den tiefsten Tönen hinab schattiert in mittelgroßen Wachsperlen ausgeführt waren. Die phantastischen Blätter und Ranken hatte man ausnahmslos mit oliveschattierten feinsten Wachsperlen gestickt, so daß selbst die winzigen Zäcchen der Blatt-ränder zum Ausdruck kamen. Die Kelche der Blüten und die Aehren der Blätter waren aus geschliffenen Gold-, Silber- und Kupferperlen hergestellt, wodurch jede Eintönigkeit aufs glücklichste vermieden wurde. Die Perlen waren selbstverständlich immer mit harmonisierender Seide aufgenäht und wirkte die ganze Picee außerordentlich harmonisch. Korsetage und Schleppe zu dem Anzuge bestanden aus Sammet, in der dunkelsten Farbe der Rosen gehalten, und nur in die tief ausge-schnittene Taille hatte man vorn ein spitiges Plastron aus hellem Atlas eingesetzt, welches, genau zu dem Devant passend, mit Wachsperlenstickerei verziert war.

Den großen Toten.

Seit am Palmsonntage vorigen Jahres Emanuel Geibels Dichterauge sich schloß, ist Verehrung und Liebe für den edlen Entschlafenen bemüht gewesen, in würdigen ergreifenden Gedächtnisfeierlichkeiten dem Gefühle seines Wertes und dem Schmerze um seinen Verlust vollen Ausdruck zu geben. Aber das deutsche Volk will sich an solcher Feier der großen Verdienste des Verstorbenen nicht genügen lassen; es will einen Denkstein aufgerichtet wissen, der den Namen des vielgeliebten Dichters auf ferne Jahrhunderte bringen soll; und zahlreiche hochangesehene Männer aus allen Teilen des Reichs sind zusammengesetreten, diesem Willen die Ausführung zu sichern. Ein würdiges Standbild Geibels in seiner Vaterstadt Lübeck wird ernstlich geplant, und ein warmer Aufruf ergoht an alle Verehrer des Dichters, hierzu mitzuwirken und beizusteuern. Möchte derselbe recht kräftigen Widerhall in tausend Herzen finden und gebofrohe Hände genug, dem Sängere des Guten und Schönen, des Glaubens und des Hoffens, dem Bannerträger deutscher Ehre, Zucht und Art den Joll der Dankbarkeit abzutragen! — Geldsendungen sind an den Schatzmeister des geschäftsjührenden Ausschusses Konjul Hermann Fehling in Lübeck einzusenden.

Zu gleicher Ehrenpflicht, aber zu einer langversohobenen, ruft ein Komitee zu Eutin das „sangesfrohe“ deutsche Volk auf. Es gilt, den hundertsten Geburtstag des großen Dondichters Karl Maria von Weber durch Errichtung eines Standbildes zu feiern. Die Agitation dafür ist in lebhaftem Gange; die vier preußischen Hofbühnen veranstalteten Benefiz-Vorstellungen; Sammlungen werden in allen bedeutenden Städten Deutschlands und der Niederlande organi-

fiert. Wer dazu, eingedenk der erhebenden Stunden, die er Webers Muse verdankt, beisteuern will, möge seine Beiträge an den Rechtsanwalt Böhmcker in Gütin senden.

Neues vom Büchertisch.

Der heutzutage die Pflicht oder die Neigung hat, sich in Betreff der Produktion auf schönwissenschaftlichem Gebiete einigermaßen auf dem Laufenden zu erhalten, wird nicht umhin können, sich zu jenem schon von Herder geäußerten Genüß-Wunsch zu bekennen, es möchten die deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen, ehe sie sich zur Herausgabe eines Buches entschließen, so ängstlich-gewissenhaft verfahren, wie J. Z. Lord Herbert Cherbury. Dieser wackere Mann entschloß sich nicht eher, seinen trefflichen, selbst von einem Gelehrten wie Hugo Grotius höchlich gelobten Traktat „Von der Wahrheit“ zu veröffentlichen, als bis er den Himmel um ein zustimmendes Zeichen fußfällig angefleht und denen Billigung in „einem lauten doch sanften Getöse“ erhalten hatte. — Wie löblich und nachahmenswert! Aber ich fürchte, daß das schöne Beispiel des edlen Lord, wie bisher, so auch künftighin nur wenige Nachfolger finden wird. Die Gefahr liegt so nahe, daß die erbetene Zustimmung aus

„den heit'eren Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,“

nicht immer ganz prompt eintreffen werde; ja, überblicke ich den vor mir aufgeschichteten Haufen neuer und neuester Romane, Novellen, Gedichte, Trauer-, Schau- und Lustspiele, so neige ich zu der Ansicht, mancher von diesen Autoren, weiblichen wie männlichen Geschlechtes, dürfte jenes, dem edlen Lord so ersehnte „laute doch sanfte Getöse“ nie — in der That, niemals — zu hören bekommen haben!

Doch ich verfolge diesen Gedanken nicht weiter; er weckt nur freudlose Wünsche. Besser, ich wende mich zu jenen reifen Erzeugnissen berufener und bewährter literarischer Kräfte, die im reinen Dienst des Schönen, Guten und Wahren stehen, und indem sie unsern Geist bereichern und unser Gemüt erquickten, gleichzeitig Muster edlen Maßes, geläuterter Form aufstellen.

Ein Buch dieser Gattung ist Eduard Engels „Psychologie der französischen Litteratur“ (Wien und Leipzig, Verlag von Karl Prochaska), denkenden Frauen, die ein wirkliches Interesse für die Geisteserschöpfungen unseres hochbegabten Nachbarvolkes haben, warm und nachdrücklich zu empfehlen. Ruhend auf tief durcharbeiteter wissenschaftlicher Boden und einem Reichtum geistiger Erträge in sich beschließend, ist es gleichwohl mit so künstlerischer Leichtigkeit gearbeitet, weiß auch den minder Begabten, weniger Kundigen in so lebhaftem Interesse zu erhalten, daß kaum eine Leserin, falls sie sich nur über das allgewöhnlichste Durchschnittsmaß geistiger Regsamkeit erhebt, die Lektüre desselben, vor völliger Beendigung, aufzugeben sich veranlaßt fühlen dürfte. Nach zwei vortrefflich einleitenden und sicher orientierenden Artikeln über die französische Sprache und den Charakter der französischen Litteratur, reich an feinsten Beobachtungen und treffenden, manche Vorurteile und Irrtümer berichtenden Bemerkungen, weist der Verfasser im dritten Artikel die wichtigsten „literarischen Strömungen“ Frankreichs überzeugend nach und läßt dann in einer Reihe von Charakterbildern die Vertreter der hervorragendsten Eigentümlichkeiten des französischen Litteraturgeschehens am Leser vorüberziehen. Diese achtzehn literarischen Porträts (unter ihnen von den neueren Beranger, A. de Musset, V. Hugo, A. Dumas Sohn, G. de Balzac und E. Zola) bilden die anziehendste ja frappanteste Gallerie „berühmter Männer“ und verraten in jedem Pinselstrich die Meisterhand! In Summa: wirklich einmal ein Buch, das „in keinem gebildeten Hause fehlen sollte“. Es würde, wenn gelesen und wohlherzigt, unter anderem auch die Wirkung haben, daß der Leser — vielleicht zu seiner Überraschung — erführe, daß er, als Deutscher, Ehrenpflichten gegen seine Muttersprache habe und, was die Erfüllung derselben anlangt, getrost den „leichtsinnigen Franzosen“ sich zum Muster nehmen könne! Bitter — aber gesund!

In einer vorzüglichen Übersetzung, von P. J. Willagen, sind die beiden tief gemütvollen, reizend humoristischen Bücher von Henrik Scharling „Zur Neujahrzeit im Pastorat zu Nöbbdebo“ und „Meine Frau und ich“ (Bremen, Verlag von J. Kühtmann) kürzlich erschienen und deutschen Leserinnen aufs wärmste zu empfehlen. Die musikalische Übertragung läßt beide schöne Dichtungen ganz wie deutsche Originalwerke erscheinen, ohne ihnen doch „den bezaubernden Odem der Fremde“ zu nehmen. Auch sie dürfen einen Platz in jeder kleinen Hausbibliothek beanspruchen.

Eine uns Deutschen sehr sympathische literarische Persönlichkeit ist der italienische Romellist Salvatore Farina, aus den Veröffentlichungen der „Deutschen Rundschau“ bereits einem größeren Publikum bekannt und wert. Der rasch gewonnenen Vorliebe desselben für des Dichters lebenswürdigste Schöpfung „Mio figlio“ kommt die Verlagshandlung von Gebrüder Paetel in Berlin mit der Buchausgabe unter dem Titel „Mein Sohn“ (in 2 Bänden) freundlich entgegen. Die Übersetzung, von Ernst Dohm begonnen, von Hans Hoffmann vollendet, entspricht den höchsten Anforderungen, die man an eine Version erheben darf, und macht uns Deutschen das treffliche Buch ganz zu eigen. Den Wert desselben erhöht eine von dem bewährtesten feinsinnigen Kenner italienischer Litteratur, Siegfried Samosch, geschriebene biographische Einleitung (36 Seiten), die aus intimer Kenntnis von S. Farinas reicher dichterischer Thätigkeit erwachsen, den deutschen Leser vorzüglich orientiert und mit dem Wunsche nach weiteren Veröffentlichungen aus den Geistesgaben des italienischen Dichters erfüllt.

Von Georg Ebers ist ein historischer Roman in einem starken Bande „Serapis“ (in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart) erschienen und, während wir dies schreiben, ohne Zweifel schon in aller Händen. So virtuos auch dieses Buch wieder geschrieben ist, interessant von Anfang bis zu Ende und in einzelnen Partien, wie z. B. die Einnahme und Zerstörung des Serapeums, tief ergreifend — doch sehen wir ungern des Verfassers großes Talent auf dem entlegenen Stoffgebiet des alten Egypten und an der musikalischen Arbeit eines archäologischen Romans wieder und wieder sich abmühen. Es muß Ebers auch heute die Mahnung zugerufen werden, daß niemand für seine Nation dauernd Gültiges schaffen kann, der „seine Ideale ganz aus fremder Zeit und von einem fremden Volke holt, dessen symbolische Formensprache für uns unpassend, fast unverständlich bleibt“, wenn ihm nicht stark moderne Elemente beigegeben werden. Darum

„Greif, Sänger, wieder in den eignen Busen,
In deines eignen theuren Volks Gedächtnis;
Dort oder nirgends wohnen deine Musen!“

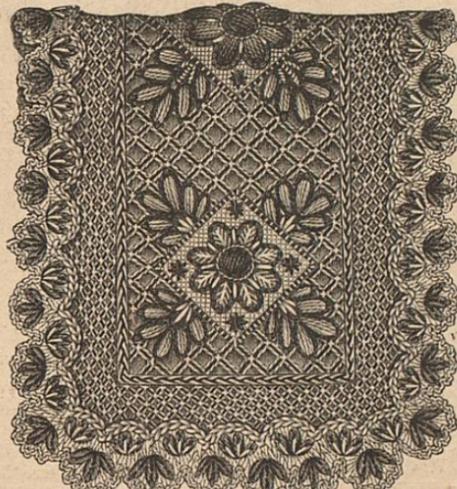
Moderne Handarbeiten.

Die weiblichen Handarbeiten unserer Zeit sind ihrem Zweck, ihrer Ausführung und Geschmacksrichtung nach in zwei generell verschiedene Klassen zu teilen: die modernen Phantasiearbeiten, Buntstickerei einerseits, und andererseits die klassisch-modernen Arbeiten, wie Leinenstickereien, ornamentale Stickereien, Filéguipüre etc., denen gewisse Kunststufen des Mittelalters, namentlich die Zeit der Renaissance als Entwicklungsbasis gebietet haben. Fast überreich an Kunst- und mühevollen Produktionen dieser letzteren Art ist das Atelier der Frau Dr. Meyer in Hamburg; einzelne derselben nötigen geradezu zur Bewunderung, um so mehr, als die glänzenden Resultate durch überaus einfache Mittel erzielt sind. Korrektheit, Geduld und Ausdauer gehören freilich zur Herstellung der Leinenstickereien mit bunter Seide, die an den verschiedensten Gegenständen, wie Decken, Paradehandtüchern, Servietten etc. zur Geltung kommen, vornehmlich in den bekannten Sticharten, Doppelplattstich, Holbeintechnik, Durchbrucharbeit etc. bestehen und zur weiteren Verzierung die lohnenden geknüpften Franzen (macramé) haben. Zugleich mit der Leinenstickerei ist auch die Filéguipüre in den Vordergrund getreten und mehr denn je für Garbinen, Stores, Vitragen, Bekleidungen von seidenen Steppdecken und Plümeaux etc. begehrt. Fonds von Filéguipüre und der ihr verwandten Rahmenarbeit dienen auch häufig Applikationen aus Leinenstoff, Plüsch oder Brokatstoff zur Unterlage. Für Plüsch und Sammet treten dann freilich Fonds in Rahmenarbeit von farbiger Wolle, Metallfäden oder Brillantwolle in den Vordergrund (siehe Abb. 1), während die Filéguipüre, in gelblich-



1.

grauem Faden gearbeitet, heraldischen Dessins passende Folie bietet und in dieser Weise recht getreue Kopien mittelalterlicher Klosterarbeit liefert. Ein Nachhall jener Zeit sind auch die hochmodernen Klöppeleien. Freilich darf man hierbei nicht an feine zierliche Spitzenweben denken; denn zu diesen steht das gegenwärtige Fordernde der Mode in gar hartem Kontrast und dürfte vielleicht nur im allerersten Ursprung verwandtschaftlich mit jenen zusammentreffen. Dennoch werden aus grobem, weichem, rohem Flach- und Hanzwir, aus feinem geglätteten Bindfaden sehr hübsche und dauerhafte Zwischensätze und Spitzen gekloppt und gehäkelt und zu länglichen, quadratischen oder ovalen Decken, Antimattasars, Sophaschönern etc. zusammengesetzt. Ist dann im übrigen ihre modische Toilette vollzogen, d. h. hat man sie nach Willkür mit Seide, Chenille, Wolle und Goldfäden bestickt, so sind sie durchaus salonsfähig. Abb. 2 zeigt eine solche sicello-Decke,



2.

deren mittlerer Teil gekloppt und mit gehäkelter Spitze eingerandet ist. Die Häkelarbeit dominiert übrigens vorzugsweise an Phantasiearbeiten. Körbe jeglichen Genres liebt man mit gehäkelter Spitze aus sicello, mit Brillant- und Hamburger Wolle zu verzieren; Spitze, Zwischensätze aus Goldfäden für Phantasiearbeiten wie für Toilettenzwecke sind die sprechenden Beweise dafür.

Auch in Anwendung auf Decken spielen die Spitzengewebe immer noch eine Rolle; venetianisches Guipüregewebe, Dessins im Rokoko- und Renaissancestil in bobbinet wechseln darin ab. Die erstere Art wird häufig sogar durch Handstickerei mit weißem Glanzwirn auf Leffingleinen kopiert und mit bunter Seide und Chenille verziert. Im übrigen ist man aber der in letzter Zeit vorwiegenden Neigung für die mit bunten Garnen im Kreuzstich ausgeführten Decken treu geblieben.

Ein ganz anderes Genre als das der bisher angeführten Arbeiten sind die modernen, meist für Phantasieartikel bestimmten Stickereien, freilich mehr ihrem Geschmack als ihrer Ausführung nach. Schon das kostbarere Material unterscheidet sie wesentlich von ihren einfacheren Schwestern und charakterisiert sie als das elegante Kind des Salons und Boudoirs, das bei einfacher Staffage entschieden deplaziert sein würde. Plüsch oder Atlas als Fond, Applikationen aus Atlas, aus bronziertem Leder, aus metallisierten Stoffen, reiche farbige Plattstichstickerei in Gold, bunter Seide und Chenille,

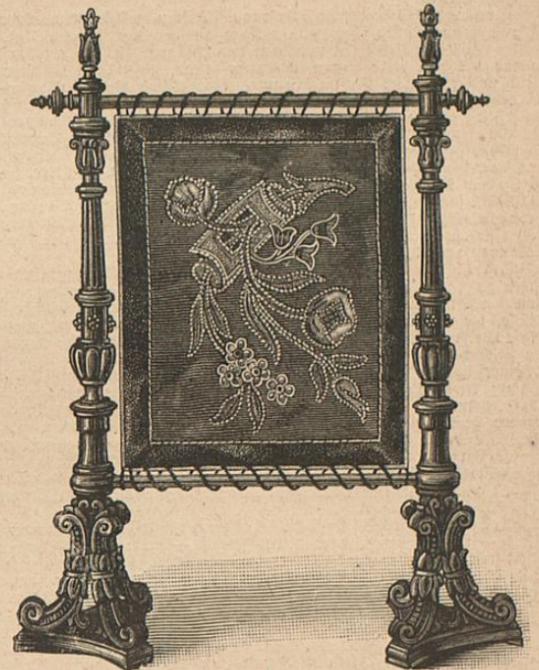
Reliefsblumen ebenso originell wie kunstvoll hergestellt, das alles sind vollgiltige Beweismittel. Die Gegenstände der Abb. 3-5 sind mit derartigen Stickereien ausgestattet, die wie manche unserer Toilettengegenstände ihren Ursprung französischer Kaprizen verdanken und, bei aller Freizügigkeit der Phantasie, dennoch einen durchgreifenden Zug von exklusiver Bornehmtheit zeigen. Wir haben ein Kissen aus rotem Plüsch; die eine diagonale Hälfte des Quadrates war mit Goldbrokat überdeckt, dieser wiederum an seinen geschweiften und gezackten Rändern mit 1/2 Cent. breiten Applikationen aus bronziertem Leder belegt, letzteres mit krauser Goldschur eingerandet und mit Muschen aus goldbrauner Seide besetzt. In der unteren Ecke Blüten aus Lederapplikation, Ranken und Muschen aus Goldkante und Seide. Auf der anderen Hälfte des Plüsches ein schöner Zweig in Plattstichstickerei von bunter Seide und Goldfäden.

Der Puff Abb. 3, aus doppeltem kreuzweis übereinander ge-



3.

legten quadratischen Polstern bestehend, ist aus granatfarbenem Vollenplüsch und mit einer Franze und Quasten aus verschiedenfarbiger Wolle verziert. Die obere Bekleidung des weichen und bequemen Kaminstuhles ist mit einer Stickerei aus bunter melierter Chenille im Knötchenstich, sowie mit Sammetapplikation in blauen Farben (für die Blüten ist Brokatstoff, für die Blätter brauner Sammet und neu ist hierbei die jaspierete und im Knötchenstich verarbeitete feine Chenille. Bei dem Diensthirn Abb. 4 sind die Reliefsblumen als

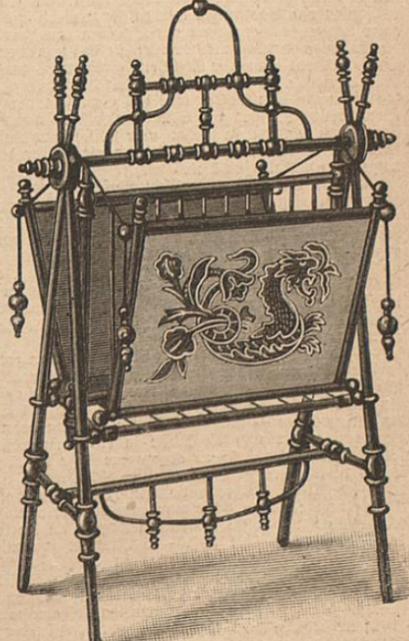


4.

originelle Bereicherung der Stickerei zu betonen. Dieselben sind mit Hilfe eines ziemlich starken Wattenpolsters hergestellt und mit gelbem Atlas überdeckt, welcher dem Fond, im Original korinthischfarbener Atlas, aufgenäht ist. Die Nähte sind mit starker Klosselstiche, durch überfangstiche befestigt, gedeckt; die Reliefsblüten sind mit Atern aus Goldfäden und bunter Seide besetzt. Atlasapplikationen bilden die Blätter; aus Plüsch und Schnurverrandung ist die gewundene Rolle imitiert.

Den Dessins der heraldischen Kategorie fällt die Stickerei des Ständers für Photographien, Sitze oder Zeitungen Abb. 5 zu. Ein phantastisches Tiergebilde mit geringeltem Schlangenleib, von Wasserblumen umgeben, hebt sich wirkungsvoll in den farbigen metallisierten Stoffen, aus denen es zusammengesetzt ist, von dem Grundstoff der Stickerei, Atlas in Altgold, ab.

Der schuppige Leib des Ungetüms ist durch feine graue, gelbliche und bronzebraune gespannte Chenillefäden imitiert, die den metallenen Untergrund in kleinen Quadraten hindurchschimmern lassen. Die Blumen bestehen in Applikation und Seidenstickerei; Einrandung von Goldfäden kommt an dem Kopfe und den Krallen des Tieres zur Geltung. — Bezugsquellen: D. Krappe, Berlin, Leipzigerstr. 129; Abb. 1, 3-5; E. Heinze, Berlin, Friedrichstr. 189; Abb. 2.



5.

Feine Küche.

Suppe à la Bagration. Zu dieser Suppe gebraucht man für 12 Personen 3 Liter kräftige Fleischbrühe, die man nach früheren Vorschriften kocht, und 1 1/2 Liter Fisch-Coulis, die man folgendermaßen herstellt: 2 Zwiebeln, 2 Möhren, 1 Porree und 1 mittelgroße Sellerietzelle...

Schwedischer Salat. Nachfolgende Zutaten, von jedem 1/2 Kilo, schneidet man in Würfel: Rote Rüben, gebratenes Rindfleisch, Sellerie, in der Schale gekochte Kartoffeln, dann 1 Kilo Sardellen, welche man einige Tage vorher reinigt, halbierte und einmarinierte, schneidet man nun in kleine Stücke...

Bikante Sauce zu Rindfleisch u.s.w. A. Gehäkelte Sauce. 2 Eßlöffel voll Kapern ohne deren Essig, ebensoviele feingehackte Essiggurken, Champignons und halb so viel mit einer kleinen Chalotte feingehackte Petersilie werden mit 3 Eßlöffeln voll Wehl in 150 Gramm Butter einige Minuten geschwitzt...

B. Bikante Sauce (zu Rindfleisch). 1/2 Liter Essig läßt man mit 16 Chalotten, 1 Lorbeerblatte, etwas Gewürz und 75-100 Gramm in kleine Würfel geschnittenen mageren Schinken so lange einkochen, bis man nur ungefähr 3 Eßlöffel voll Brühe hat...

C. Sellerie-Sauce (englisch). Englischer Sellerie ist dazu am besten; man schneidet 2-4 Stauden und 2-4 gehäkelte Knollen in kleine Würfel, wirft sie in kochendes gesalzenes Wasser, kocht sie 18-20 Minuten, läßt sie hierauf abtropfen, gießt die Würfel dann in eine weißkuchende Käsebrühe...

Gebärmtes Hammel-Karree. Hierzu wähle man einen recht schönen Hammelrücken, den man 2 Tage an der Luft hängen ließ. Man wäscht ihn leicht, klopft ihn und haut das Rückgrat ab, trocknet den Rücken gut ab und brät beide Seiten in Butter braun...

Schellfisch aux fines herbes. Von recht frischen großen Schellfischen zieht man die Haut ab; nachdem sie gut gereinigt wurden, schneidet man vorsichtig die Gräten heraus und das Fleisch dann in hübsche schräge Stücke, die man mit Salz, Pfeffer, gehackter Petersilie bestreut...

Granate von Wild. Von Reh oder Hirschfleisch schneidet man dünne Filets - man gebraucht dazu 2 Kilo Fleisch - spickt sie mit Speck untermischt mit Trüffelstreifen. 300 Gramm Wildfleisch, 100 Gramm Schweinefleisch hat man fein, giebt 100 Gramm Semmelkrumen, 6 Eier, feingehackte Trüffel, Salz, etwas Gewürz dazu...

Endivien-Gemüse. Recht schöne geblähte Winterendivien werden von den Rippen getrennt, gewaschen und in offener Kasserolle in gelassenem Wasser weich gekocht, zum Abkühlen in frisches Wasser gelegt und nach dem Abtropfen und Ausdrücken werden sie ziemlich fein geschnitten...

Wurzel-Gemüse (englisch). Pastinaken, weiße Rüben, Sellerie, Möhren, alles zu gleichen Teilen, putzt man sauber, schneidet sie in Scheiben, kocht sie in Wasser gar, doch nicht zu weich, und läßt sie abtropfen...

Gefrorener Apfel-Pudding. 24 feine große Äpfel werden geschält, in Viertel zerteilt, die Kernhäuser dabei entfernt und die Äpfel in wenig Wasser weich gedämpft, worauf man sie durch ein Sieb treibt; 250 Gramm Buderzucker, die an Zucker abgeriebene Schale, 1 Orange und ein Gläschen Apfelsinen-Gelee - auch Quitten-Gelee kann man nehmen - unter den Äpfelbrei mischt und die Masse in eine Gefrierbüchse füllt...

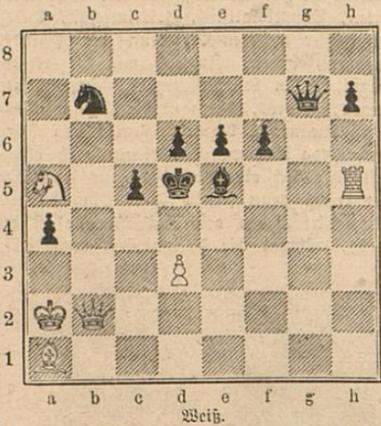


Schach.

Aufgabe Nr. 147.

Von H. Pratt.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 145 Seite 44.

Weiß.

1. T e 6 - a 6.

Schwarz.

1. K d 4 - c 5 oder - c 3.

Weiß.

2. S g 7 - e 6 oder S g 1 - e 2 matt.

A.

Weiß.

1. K d 4 - e 5 oder - e 3.

Weiß.

2. S g 1 - f 3 oder S g 7 - f 5 matt.

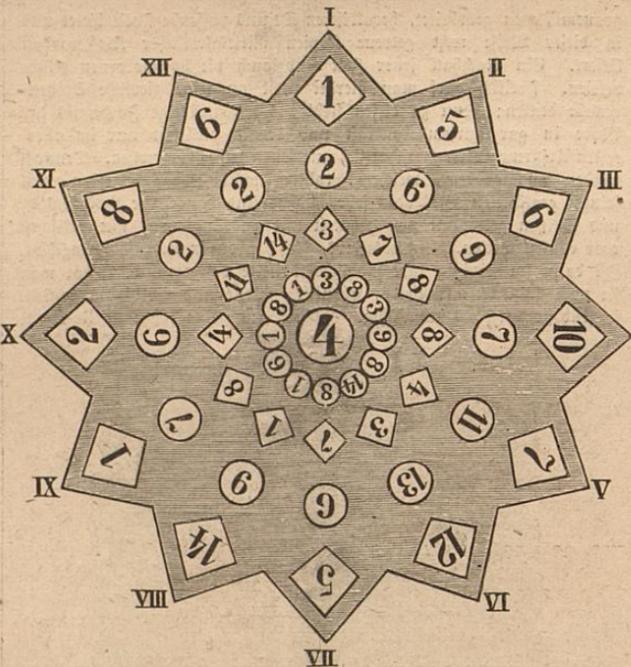
Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 42.

Man soll für die folgenden Wörter:

- 1. Niedrig. - 2. oben. - 3. vor. - 4. heute. - 5. heiter. - 6. schmutzig. - 7. nimmer. - 8. rauh. - 9. Leben. - 10. hier. - 11. Anfang. - 12. arm. - 13. süß. - 14. Schande. - 15. häufig. - 16. komisch. - 17. Jagetol. - 18. warm. - 19. verschlossen. - 20. Militär. - 21. wind.

andere angeben, die nach ihrem Sinne im Gegensatz zu den vorgenannten stehen, deren Anfangsbuchstaben aber hintereinander gelesen ein bekanntes deutsches Sprichwort bilden.

Stern-Arithmograph.



Ersetzt man die Zahlen der obigen Sternfigur durch die entsprechenden Buchstaben, so erhält man 12 Wörter, welche aus je fünf Buchstaben bestehen und einen gemeinsamen Einblaut haben. Die Anfangsbuchstaben der 12 Wörter ergeben den Namen eines Dichters.

Die 12 Wörter bezeichnen: I. Eine der Goetheschen Frauengestalten. II. Eine Stadt in Italien. III. Einen Dichter. IV. Eine Blume. V. Eine Göttin der Griechen. VI. Einen Dichter. VII. Eine Stadt in Italien. VIII. Eine Stadt in Deutschland. IX. Einen Baum. X. Einen weiblichen Vornamen. XI. Eine Schicksalsgöttin. XII. Einen Vogel.

Rätsel (dreifüßig).

Dem wankelmütigen Gemüt Sind meine ersten beiden, Sehr wichtig, aber immer nur Benutzt für Kleinigkeiten. Sie sind ein Bild, wie hin und her Im Wind die Epheuranken, Wie auf bewegtem Lebensmeer Die Menschenschifflein schwanken. Denn was da lebt, das steigt und fällt In wechselvollem Treiben, Drum sieht man nicht auf dieser Welt Die dritte Sitze bleiben. Und dennoch wird sie als Gewinn An Lebensabend blühen, Nur denen, die mit That und Sinn Ihr treu zu sein sich mühen.

Es schlingt sich eine frohe Schar Um sie dann wohl zum Kranze Und neu begrüßt in jedem Jahr Sie freudvoll das Ganze. A. Godin.

Korrespondenz.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 40 Seite 44. Der Herr hatte 12 Bazen gekauft, von denen jede 15 Mark kostete. Die Gleichung x^2 + 3x = 180 ergibt die Lösung.

Toilette, Mode, Handarbeit. Eine Neuheit von großem praktischen Wert auf dem Gebiete der feineren weiblichen Handarbeit sind Kramers bunte Abzieh-Stüdmuster (bei E. Twietmeyer in Leipzig). Dieselben bieten gegenüber den bisherigen Verfahren bei Handstickerei bedeutende Vorteile. Da die farbigen Muster mittelst einer äußerst einfachen Manipulation auf den Stoff selbst nach Art der Abziehbilder übertragen werden...

Haushalt und Küche. Em. L. in W. Ein Rezept zu Kongreß-Tuchen lautet wie folgt: Längliche Formen von Blech mit gefertigtem Rand oder in deren Ermangelung kleine Tortenförmchen werden mit dünn aufgerolltem Blätterteig ausgelegt und mit einer Fülle versehen, die man auf folgende Weise bereitet: 250 Gramm geschälte Mandeln stößt man, vermischt sie mit vier ganzen Eiern, 500 Gramm gestohemem Zucker und 125 Gramm gefärbter heißer Butter...

W. M. Ein wasserdichter Leinwandstoff für Fußböden wird in folgender Weise hergestellt: man macht zuerst einen Anstrich mit dünnflüssigem Leim, läßt trocknen und macht einen zweiten Anstrich mit einer Lösung von 1 Teil Gerbsäure (Tannin) in 5 Teilen Wasser. Durch die Gerbsäure wird der Leim in eine hornartige in Wasser unlösliche Masse verwandelt, die das Holz ebenso wie ein Harzlarb vor Risse zu schützen imstande ist. Der Anstrich kann schließlich noch mittelst eines Flanellstückes mit Leinöl abgerieben werden...

Verstehens. G. Schulz, Berlin. Die Patent-Kopierlappen von Wilhelm Dell in Darmen haben den Zweck, das lästige und zeitraubende Anfeuchten der „Seidenblätter“ in den Kopierbüchern zu umgehen und das gleichzeitige, saubere und deutliche Kopieren einer beliebigen Anzahl von Schriftstücken zu ermöglichen. Zur Aufbewahrung der Kopierlappen dient ein Zinkkasten, mit einer Vorrichtung zum Festhalten der ersten. Wir haben Probeversuche angestellt und gute Resultate erzielt, so daß wir die Neuierung empfehlen können...

Zur Beachtung.

Wir empfehlen wiederholt:

Bazar-Einbanddecken für 1884

in eleganter Goldprägung und Schwarzdruck mit reichster Vergoldung (Preis 2 M. 80 s.). - ferner offerieren wir

Bazar-Sammel-Kasten,

in form eines elegant gebundenen reich verzierten Buches, die zur bequemsten Aufbewahrung der einzeln erscheinenden Nummern und Supplemente dienen. Diese Kasten tragen keine Jahreszahl und können dauernd zu vorgenanntem Zweck verwendet werden. Preis 4 M. (reich vergoldete Ausgabe) und 3 M. 50 s. (einfachere Ausgabe). Jede Buchhandlung übernimmt die Besorgung.